

Relikte in Körpersprache, Verbalsprache und Schrift

0. Vorbemerkungen

0.1. Sprachentstehung - eine „Fulguration“

Es sollen Relikte in Kommunikation und Sprache untersucht werden - analog zu Relikten in anderen kulturellen wie auch biologischen Verläufen. Insbesondere Otto Koenig und Max Liedtke haben diese „Verlaufsform“ verdeutlicht und dazu sehr griffige Beispiele vorgeführt (vgl. Liedtke, M.(Hrsg.) 1994 und Liedtke, M. 1994). Dies regt an, sich auch im kommunikativen Bereich entsprechend umzusehen. Dabei ist aber von vornherein einzuräumen, dass eine vergleichbare Griffigkeit von Beispielen schwerlich zu erreichen sein wird. Wir haben es schließlich bei unserem Gegenstandsbereich mit ungewöhnlich vielschichtigen Verhältnissen zu tun. Dazu einige Ausgangsüberlegungen.

Wir gehen - „Kommunikation“ einerseits und „Sprache“ andererseits als zwei Pole der Entwicklung unterscheidend - zunächst von vorsprachlichen Austauschprozessen aus. Bei der Tierkommunikation sehen wir Folgendes: Tiere untereinander verfügen über von der Evolution geförderte elementare Mitteilungsformen, die sich auf aktuelle Milieubedingungen beziehen, etwa die Bedrohung der Gruppe durch einen Feind. Diese Mitteilungen können über alle Sinneskanäle laufen: den haptischen, gustatorischen und olfaktorischen Kanälen, die hier vernachlässigt seien, sowie den visuellen und auditiven. Ihren Beginn haben sie in unintendiert-erblichen Signalgebungen innerhalb der Tiergruppe. Dazu gehört z. B. schon das von Rupert Riedl angesprochene „Aufleuchten heller Flügel-Unterseiten beim Abfliegen, das Ensemble der ‘Spiegel’ einer Gruppe gemeinsam fliehenden Wildes“ (Riedl, R. 1996, 108). Lebewesen sind ihren „Außensystemen“ aber zusätzlich dadurch kommunikativ angepasst, dass sie mit einer Vielzahl von sichtbaren und hörbaren Signalen (Bewegungen, Lock- und Warnrufen usw.) Interpretationen der aktuell bestehenden Situation leisten und einander weitergeben. Rupert Riedl sieht hier die „Disposition für eine fast ausschließlich mit Symbolen operierende Semantik der Lautsprache (Ausnahme: Onomatopoesen)“ (ebd., 109).

Beim Menschen vermischt sich zweierlei: Gefühlsäußerungen, wie sie Tier und Mensch in verwandter Form besitzen, und Sprachäußerungen, von

denen wir zunehmend genau wissen, dass sie eine speziell menschliche, in unserem Gehirn vorprogrammierte Kompetenz erfordern. (Vgl. etwa Promp, D. W. 1998, 37: „Sprachfähigkeit geht einher mit einem komplexen Gehirn, einem zu differenzierter Lautgebung fähigen Sprechorgan sowie einem Organ, das die von Sprechwerkzeugen produzierten Lautgestalten wahrnehmen und einer Deutung zuführen kann.“)

Komplexität und Leistungsfähigkeit unserer kommunikativen Mittel sind Ergebnis einer Fulguration. Nach Konrad Lorenz sind Fulgurationen „derartige Durchbrüche in der Evolution, die unerahnte Möglichkeiten eröffnen und weit über den oder die Zwecke, wofür sie evoluiert wurden, hinauswirken ... Vergleichbar dem langsamen Aufladen einer Gewitterwolke, was zu etwas 'Neuem' führt - dem Blitz“ (Sjölander, S. 1998, 139). Was in unserer Sprache zu etwas „Neuem“ zusammengeführt wird, sind nun einerseits unsere gestischen und lautlichen Kontaktnahmen im sozialen Verband; wir könnten sie spontane innerartliche Kommunikation nennen. Von Sprache werden wir dagegen erst dann reden, wenn Laute für symbolische Repräsentationen verwendet werden, wenn in ihnen Inhalte, Informationen gespeichert sind. (Oder, mit Günther Bittner in Anlehnung an die sprachphilosophische Tradition formuliert: zu unterscheiden sind zwei Sprachniveaus, „das der emotional orientierten und das der begrifflichen Sprache“ (Bittner, G. 1973, 11).)

Blicken wir auf die ebenfalls sehr komplexe Tierkommunikation zurück, so lässt sich beispielsweise im Gesang einer Amsel doch „schwer eine kodierte Botschaft irgendwelcher Art objektivieren“ (Sjölander, S. 1998, 137 f.). Das Vogellied ist ein Index, „der einem Beobachter zwar erlaubt, Schlüsse zu ziehen, welche aber nicht im Index an sich enthalten sein müssen, sondern auf Daten beruhen, die schon im Speicher des Beobachters existieren und durch den Gesang hervorgeholt werden: oder - im Sinne von Lorenz und Tinbergen - durch den Gesang - als Auslöser - aktiviert werden“ (ebd., 138). Auch für andere Amseln ist der Gesang sicher keine Information als kodierte Botschaft; es ist eher vorstellbar, „dass das Zuhören ganz einfach einen affektiven Zustand auslöst (Wut, Ärger, Irritation, Neugier ...), der dann dazu führt, dass der zuhörende Vogel antwortet, sogar seinen Gesang ändert, sich der Gesangsquelle annähert, etc., ohne dass er sich deswegen bewusst ist, dass es sich um eine andere Amsel handelt“ (ebd.).

In der Tierkommunikation können wir also zwar erste Schritte in Richtung auf Symbolisierungen erkennen. Es gibt jedoch noch keine gewählten und für Codierungen verwendeten Symbole. Beim Menschen wird diese Ebene erreicht. Zwar aktivieren auch Menschen untereinander mit Gestikulatio-

nen und Vokalisationen „verschiedene Verhaltensprogramme“ (vgl. ebd.). Zusätzlich werden aber Äußerungen darüber hinaus zum bewusst eingesetzten Zeichencode, der Repräsentationen leistet, die prinzipiell zeit- und kontextunabhängig sind.

Solche Repräsentationen durch die Verwendung eines Zeichensystems erlauben sowohl zwischenmenschliche Vermittlungen von Inhalten als auch intrapersonales Vorausdenken als inneres Probehandeln. Bekanntlich hat Piaget beschrieben, wie sich symbolische Repräsentationen im Komplexitätsgrad steigern und zunehmend dem Denken dienen: Wir kommen in unserer Ontogenese von enaktiven/sensomotorischen Repräsentationen zu bildhaft-analogen und schließlich zu formal-abstrakten. Die symbolische Repräsentation der formal-abstrakten Phase ist dabei „eigentlich eine Repräsentation (Darstellung) von Repräsentationen (Vorstellungen)“ (Oeser, E. 1998, 288 f.).

Die Bezugnahme auf die Verlaufsform der Fulguration hat geholfen, die qualitativ neue Entwicklungsstufe der symbolischen Repräsentation durch Sprache evolutionär zu verstehen. Bestätigend und vertiefend zu dem bisher zitierten schwedischen Biologen Sverre Sjölander führt der Philosoph Erhard Oeser dazu aus:

„Lorenz hat selbst diesen Begriff auf die dem Menschen artspezifische sprachlich vermittelte Tradition bezogen ... Fulguration bedeutet grundsätzlich das Zusammentreffen zweier in der Evolution getrennt entwickelter Fähigkeiten: in diesem Fall der Repräsentation und Kommunikation. Die Verbindung der beiden getrennten Entwicklungslinien der Repräsentationsfähigkeit einerseits mit der Kommunikationsfähigkeit andererseits ist ... der Ort des Ursprungs der menschlichen Sprache.“ (Ebd., 288.)

Sprachentstehung wird also von einem dynamischen Zusammenwirken der Ebenen der Kommunikation und der Repräsentation bestimmt (wobei der hier verwendete Kommunikationsbegriff enger als in der Alltagssprache und z. T. auch in der Fachterminologie ist). Dies hat Folgen für die Suche nach „Relikten“. Bei ihr dürfen wir den Blick nicht nur auf eine abstrakte „Schriftsprache“ lenken. Vielmehr müssen wir eine Vielzahl von Aspekten und ein Incinander verschiedener Entwicklungsstufen im Auge behalten. Insbesondere drei Punkte seien - teils wiederholend - festgehalten:

- Bezüglich der von uns benutzten Zeichenträger besteht große Wahlfreiheit - wir können uns der Repertoires verschiedener Kanäle bedienen und die Repertoires jeweils unterschiedlich mischen. Wir können zu nonverbalen und verbalen Mitteln greifen und deren Anteile innerhalb unserer Botschaften sehr variabel gestalten. (Vgl. dazu ebd., 285, und zur besonderen Dichte der „reichhaltigen Palette nonverbalen

Verhaltens“ (Sebeok, T. A. 1986, 383 und 387.) Dazu gehört dann freilich auch eine Zunahme der Täuschungsmöglichkeiten. Rupert Riedl betont, wie wir der älteren Form der „Körpersprache“ mehr Vertrauen entgegenbringen, „weil sie nicht so mühelos lügen kann“ (Riedl, R. 1996, 113) wie die entwickelte Lautsprache in mündlicher oder schriftlich fixierter Form.

- Wir haben bisher nur die Fähigkeit betont, gestikulatorisch oder stimmlich zu enkodieren. Parallel dazu muss sich - wie etwa Thomas A. Sebeok zeigt - unsere Dekodierkapazität entwickelt haben. Es wäre aber falsch, für Verständigungsprozesse ein 1:1-Verhältnis dieser aufeinander bezogenen Fähigkeiten zu unterstellen. Eine sprachliche Nachricht, die von einem bestimmten Sender stammt, ist nie identisch „mit der vom Adressaten ‘verstandenen’ Nachricht, auch wenn sie sehr redundant gehalten ist“ (Sebeok, T. A. 1986, 386). Dies eben deswegen, weil unsere En- und Dekodierungsfähigkeiten phylogenetisch wie ontogenetisch gesehen unperfekt sind und sich „die Harmonisierung der benötigten Kodierungen an beiden Enden der sprachlichen Kette ... noch stark im Prozess der Feinabstimmung befindet“ (ebd.).
- Von der Entstehungsgeschichte der Sprache her ist schließlich nochmals zusammenzufassen: Die Leistung der Sprache für Repräsentation bzw. „Darstellung“ (vgl. dazu die Auseinandersetzung mit dem „Organonmodell“ von Karl Bühler bei Schober, O. 1998, 293 - 296) ist bemerkenswert. Sie muss aber im Verbund mit anderen Leistungen gesehen werden. Die praktische Hauptfunktion der Sprache in der Alltagskommunikation wird - nach Sverre Sjölander (Sjölander, S. 1998, 156) formuliert - „kaum darin bestehen, den anderen über ihn unbekannte Tatsachen zu informieren. Es scheint nicht wahrscheinlich, dass die Mitglieder so viel Unterschiedliches erlebt haben, welches sie einander mitteilen müssten. Dagegen muss in einem täglichen sozialen Wechselspiel ständig z.B. über Auffassungen, ... Abkommen, Gefühle, etc. diskutiert werden. Hier benötigt man keine Sprache, die sehr formal fixiert ist ..., deren Wörter ihre festen Bedeutungen haben und deren Grammatik ‘steif’ ist, sondern es bedarf ... einer Sprache voll von Wiederholungen, Unterbrechungen, Zögern, Pausen und - was für den Biologen wichtig ist - einer Sprache, die immer von einer Fülle paralinguistischer Signale, von Körpersprache, Mimik, etc. begleitet ist.“

0.2. Richtungen der Suche nach Relikten

„Relikt“ - dieser Ausdruck ist seit dem 19. Jahrhundert als Fremdwort in unserer Sprache bezeugt. Er kommt von lat. re-linquare, „zurücklassen“.

Das Begriffswörterbuch umschreibt mit den Wörtern „Rest, Überbleibsel (einer vergangenen Epoche, eines Zeitabschnittes, eines Ereignisses)“ (Wahrig-Burfeind, R. 1998, 747). Ins gleiche Wortfeld gehören Archaismus, Atavismus, Fossil, Fragment und Rudiment sowie einige weitere Wörter. Sie haben spezielle Konnotationen und spezielle Bezüge zu Fachgebieten (so ist Archaismus u.a ein Fachterminus der Etymologie, Atavismus einer der Biologie, usw.). Aber der Versuch, die genannten Wörter auf Grund unterschiedlicher Merkmale auseinander zu halten, reicht meist nicht sehr weit; tatsächlich werden sie im Begriffswörterbuch mehr oder weniger synonym verwendet und wechselweise zur Bedeutungskklärung herangezogen.

Deshalb sei auf den Versuch verzichtet, „Relikt“ schon vorweg in ein exaktes terminologisches System einzufügen. Es wird sich zeigen, dass wir es mit einem Ausdruck zu tun haben, der in der Alltagssprache gut verständlich ist und den man von Fall zu Fall durch Merkmalsexplikationen und durch die Hinzufügung der oben angeführten Wörter etwas präzisieren kann. (Vgl. zur Problematik verfrühten Definierens u.a. Kamlah, W./Lorenzen, P. 1990; zur Umgangsweise mit „injunktiven Begriffen“, wozu auch „Relikt“ gehören dürfte, vgl. Liedtke, M. 1980.) Eine Festlegung sei allerdings vorweg getroffen: Für unsere Sucharbeit gilt das Kriterium der Auffälligkeit in der Kommunikation. Nur das soll exemplarisch demonstriert werden, was in unseren Interaktionen wegen relikthafter Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit erregt und u.U. mit Irritationen oder Missverständnissen verbunden ist. In dieser Art unter dem Reliktaspekt Auffälliges lässt sich in vier Hinsichten finden:

(1) Wenn wir auf die verschiedenen, in der oben angedeuteten Weise aus der Evolution herrührenden „Schichten“ unserer kommunikativen Mittel schauen. Phylogenetisch und ontogenetisch gewordene Schichten erreichen manchmal eine gewisse Selbstständigkeit und scheinen sozusagen für sich selbst im Kommunikationsakt durch. In unserer Alltagskommunikation verbinden sich ja paralinguistische („vokal nonverbale“ - zur Terminologie s.u.) Erscheinungen mit der Sprache im engeren Sinne. Sie sind ein integrierter Teil dieser Kommunikation. Treten einzelne Schichten jedoch in mehr oder weniger desintegrierter Form hervor, dann werden wir sozusagen mit „biologischen Urmustern“ konfrontiert. In der aktuellen Kommunikation kann dieses Eintauchen in grundlegende Schichten der Sprachentwicklung lustvoller und ästhetischer Art sein, es kann uns aber auch negativ überraschen und in irritierender Weise auf uns einwirken.

(2) Wenn wir auf die Wandlungsprozesse schauen, denen die Sprache unterliegt. Oft stoßen wir als Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber auf etwas, was unverständlich, „archaisch“ geworden ist. Es sind Relikte im

Sinne der „Sprachgeschichte“ und der Herkunftswörterbücher. Oft gibt es auch Relikte, die in neuen Zusammenhängen in veränderter Form weiterleben und dann gar nicht mehr als solche erkannt werden. Fachwörter der Linguistik und Dialektologie sind für Erscheinungen aus diesem Umkreis „Archaismus“, „Reliktform/Reliktwort“, „Reliktareal“, „Substrateinwirkung“ („Substrat“ = die ursprünglichen Bewohner eines Gebietes übernehmen die Sprache von Zuwanderern/Eroberern, es treten aber noch relikthafte Auswirkungen der Ursprache auf; vgl. auch „Adstrat“ = Beeinflussung auf Grund der Nachbarschaft von zwei Sprachen sowie „Superstrat“ = Beeinflussung der Sprache der Alteingesessenen durch die absterbende Sprache von Zuwanderern/Eroberern). Zu Begriffen wie „Volksetymologie“ etc. s. u.

(3) Wenn wir - jetzt in synchroner Betrachtung - darauf schauen, dass oft zwei sprachliche Systeme mit ähnlichem Aufgabenbereich in Konkurrenz stehen und in bestimmten Situationen aus bestimmter Sicht heraus dann eines der Systeme als untergeordnet oder überholt erscheint.

(4) „Relikte“ wären schließlich noch (ebenfalls in synchroner, auf ein einzelnes System bezogener Betrachtung) diejenigen Elemente, die selten vorkommen, als unproduktiv auffallen und schwer zu erkennende Besonderheiten aufweisen (Wortbildungsformen, grammatische Formen).

Bei diesen vier Zugangsweisen stößt man auf verschiedene Funktionen von relikthafte Erscheinungen. Im ersten Fall kann man von einer Desintegration von ansonsten integrierten Funktionen sprechen, im zweiten Fall von Funktionsverlusten und u. U. Übernahmen neuer Funktionen, im dritten Fall versucht ein System das andere in seinen Funktionen zu ersetzen und im vierten Fall liegt eine Minimierung der Funktionen eines Systemteils für das Funktionieren des Gesamtsystems vor.

0.3. Untersuchungsebenen

Auf welchem Weg könnte man nun zu einer Übersicht über das Auftreten von Relikten in unseren kommunikativen Mitteln kommen? Was die Sprache als geschlossenes System anlangt, so bieten sich bekannte Gliederungen der „Gesamtgrammatik“ in verschiedene Ebenen an, etwa die von Karl-Heinz Ramers (Ramers, K.-H. 1998, 10):

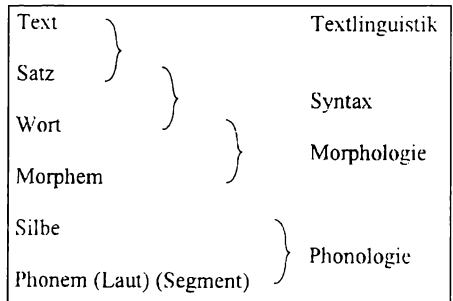


Abb. 1

Wir folgen diesem Schema in variiertes Form. Und von „unten“ her fügen wir die „Körpersprache“ hinzu und verlängern nach „oben“ noch um eine weitere Ebene, nämlich um „Texte unter inhaltlichem Aspekt“. Ein weiteres Schema unterstützt unsere Gliederung nach „Sprachebenen“ (Naumann, C. L. 1996, 14):

Normierungsgrade auf verschiedenen sprachlichen Ebenen					
	Ebene	Anzahl (Größenordnung)	Normierungsgrad	Sprechdauer	
pragmatisch/ semantisch ↑ ↓ formal	Gespräche	∞	gering	Minuten bis Stunden	
	Äußerungen	∞	↑		
	Sätze	∞			
	Wörter	> 100 000			
	Lexeme	< 10 000	↓		
	Silben				
	Flexive	60 + 180			
	Phoneme/ Buchstaben	40/ 29,5			
				hoch	5-7/sec. > 10/sec.

Abb. 2

Carl Ludwig Naumanns Schema verdeutlicht die bereits angegebene Aufteilung. Zusätzlich erhellt es, wie wir als Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber quantitativ mit sprachlichen Elementen umgehen und wie sich die Normiertheit von „unten“ nach „oben“ abschwächt.

1. Bereiche der Reliktbildung

1.1. Analoge nonverbale Mittel

Vertreter einer Art haben jeweils eine „Körpersprache“ gemeinsam. Manche körpersprachlichen Mittel des Menschen können manchmal so auftreten, dass sie in bestimmten Situationen teilweise als relikthaft empfunden werden. Wir spüren dann ihre Herkunft aus frühen Phasen unserer Stammesgeschichte oder auch aus frühkindlichen und anderen ontogenetischen Stadien. Wenn wir dazu nun die „nonverbale Kommunikation“ untersuchen, so machen wir den Schritt von der „vokal nonverbalen Kommunikation“ (oder „Paralinguistik“ o.ä.) zur „nonvokal nonverbalen Kommunikation“ (oder „Mimik, Gestik, Kinesik“ o.ä.) (Terminologie nach Rosenbusch, H.S./Schober, O. (Hrsg.) 1995, 7.).

Beide Unterbereiche des Nonverbalen leben aus „Bewegungen“ irgendwelcher Art und haben einen engen evolutionären Zusammenhang. Darauf weist etwa Michael Argyle mit Beispielen hin: offenbar sind Lautäußerungen Begleiterscheinungen von Körperbewegungen, insbesondere von Gesichtsausdrücken und von Formen des Atmens (vgl. Argyle, M. 1979, 48 f.). Bei der vokal nonverbalen Kommunikation finden wir erstens Sprachunabhängiges (wie Lachen, Schluchzen u. Ä.) und zweitens Sprachbegleitendes (wie Lautstärke, Sprechgeschwindigkeit, Intonation, Klangfarbe, Pausen u. Ä.). Manchmal geht beides ineinander über, etwa bei einer tränenerstickten Stimme. (Vgl. mehr dazu unten und zur Terminologie wiederum Rosenbusch, H.S./Schober, O. (Hrsg.) 1995, 7.) Wir wollen nur für die sprachbegleitenden Mittel nach relikthaftern Elementen suchen und tun das so, dass wir von der ursprünglichen Funktion unserer Sprechwerkzeuge ausgehen. Die Frage ist, wie stark diese Urfunktionen noch durchscheinen statt voll und unauffällig in das Sprechen integriert zu sein.

Unsere Sprechorgane hatten zunächst die Funktion der Nahrungsaufnahme und des Atmens. Die Nahrungsaufnahme kann von Lust oder Abwehr begleitet sein, das Atmen von Gefühlen der Sicherheit oder Unsicherheit: „Es ist daher nicht verwunderlich, dass allgemein-menschliche Phänomene - wie Angst, die sich beklemmend auf Brust und Atmung auswirkt, Ekel, der uns die Kehle zusehrt, Wohligkeit, die entspannend wirkt - auch in der Stimme ihren Ausdruck finden.“ (Eckert, H./Laver, J. 1994, 162.) In der Stimme wird also „Stimmung“ hörbar: „Die Stimme klingt anders und wird zum Ausdruck dieser Empfindungen. Und zwar geschieht dies bei Angst oder Ekel auch gegen unseren Willen ...“ (Ebd., 6.) Nun nimmt der Empfänger die Ausdrücke derartiger Empfindungen deutlich wahr. Darüber hinaus gibt es sogar eine regelrechte Übertragung des Verhaltens vom Sprechenden auf den Hörenden, in der Fachsprache auch „funktioneller Nachvollzug“ oder „interne Simulation“ genannt (vgl. ebd., 4 f., 38 f., 100 f.). Das Wichtige „ist...“, dass wir als Zuhörer nicht nur die akustischen Unterschiede registrieren, sondern auch über das Phänomen der internen Simulation die Muskelanspannungen bzw. -entspannungen, die Erweiterungen und Verengungen mitfühlen“ (ebd., 101).

Solche Korrespondenzen erinnern an die eingangs angesprochene Kommunikation in Tiergruppen. Ornithologen z. B. zeigen für einzelne Vogelarten auf, welche „Stimmföhlungslaute“ für den Zusammenhalt der Gruppe sorgen. Gleich oder ähnlich drückt sich aber auch die Kinderpsychologin aus, wenn sie beschreibt, wie Mutter und Säugling in einer ständigen akustischen Föhlungsnahme stehen. Wir nehmen ja die Lautbildungen der Babys auf und machen sie mit, und dies, obwohl diese Laute den Phonemen unserer jeweiligen Muttersprachen noch nicht annähernd ähneln. (Zur Nachah-

mung der Laute und der Mimik des Kindes durch die Mutter vgl. u.a. Hasenstein, B. 1987, 52 f.; unter speziellen kulturethologischen Aspekten sind die „Stimmföhlung“ und das „rhythmische Zurückkallen der Mutter“ untersucht bei Promp, D.W. 1998, 41.)

Diese Einsichten in Vorgänge des „funktionellen Nachvollzugs“ oder der „internen Simulation“ sind unser Hintergrund bei der Bestimmung von relikthafter Erscheinungen. Das Interesse ist dabei im Sinne der Suchrichtung 1 (s.o.) auf die Schichtung unserer sprachlichen Mittel gerichtet. Relikthafter empfinden wir in der vokal nonverbalen Kommunikation immer wieder einmal, sei es in positiver oder in negativer Richtung. Positive Beispiele haben wir etwa dann, wenn jemand feststellt: „Die Stimme - sie kann säuseln und donnern, flöten und schmettern, sie kann schneiden wie Metall, klirren wie Glas und streicheln wie eine warme Hand.“ (Romberg, J. 1998, 48.) Oder wenn jemand sagt: „Wenn ein wirklich großer Sänger seine Stimme erhebt, dann ist es manchmal, als versetze er seine Zuhörer für Momente in die Zeit vor der Entstehung der Sprache zurück - jene Zeit, als die menschliche Stimme noch kein Medium zur Mitteilung von Gedanken und Ideen war, sondern allein Geföhle ausdrückte.“ (Ebd., 50.) Positive und negative Aspekte werden in Folgendem angesprochen: „Die Stimme kann einen drohenden Unterton haben, sie kann vor Erregung zittern, vor Wut beben, aber auch tränenerstickt oder traurig oder dumpf sein oder ganz versagen, ebenso kann sie zärtlich, beruhigend, fest oder fröhlich sein.“ (Promp, D. W. 1998, 41.)

Ein negatives Beispiel aus dem Bereich der persuasiven Kommunikation führt Klaus R. Scherer aus (Scherer, K.R. 1988). Er geht der Funktion der Emotionen im kommunikativen Verhalten nach und entwickelt eine „Psychobiologie des Pathos“. An folgenreichen Auftritten Hitlers zeigt er, dass seine Reden gerade durch die extreme lautliche Abweichung von einem diskursiven Sprechen mitgerissen haben. Sprechfehler, Überschlagen der Stimme, kurzzeitiger Gebrauch tiefer Stimmlagen, aber auch atavistische Rückfälle in geradezu frühkindliches hohes Kreischen etc. haben die Zuhörmassen keineswegs gestört, sondern sie demagogisch mobilisiert.

Eine ganz andere Gruppe von Beispielen bezieht sich auf persönlichkeitsstypische individuelle Stimmlagen. Wir nehmen bei unserem Sprechen eine gewisse für uns passende Mittellage ein, die sog. Indifferenzlage. Durch momentane Stimmungen kommt es dabei zu Verschiebungen, die aber akzeptiert werden. Problematisch wird es jedoch, wenn sich eine bestimmte extreme Stimmeseigenschaft verfestigt. Dies führt zu verstörenden Geföhlsübertragungen, weil sich bei den Vokalisationen Schichten aus der Phylogense oder auch Ontogense gleichsam verselbstständigen statt in

angemessener Weise mit der Mitteilung zu verschmelzen. (Vgl. Eckert, II./Laver, J. 1994, 19 und öfters.) Derartiges liegt etwa in folgenden Fällen vor:

Andauernde Tonerhöhung, die Gestresstheit verrät (vgl. ebd., 38), die permanente Grabesstimme (vgl. ebd., 26 f.), die Flüsterstimme mit ihrem ungewollten oder gewollten Ausdruck der Vertraulichkeit (vgl. ebd., 29), der Predigerton (vgl. ebd., 42), die Kleine-Mädchen-Stimme bei Frauen (die allerdings immer seltener wird). Letztere kann von einer höchst selbstständigen Frau am Telefon verwendet werden und bei männlichen Hörern dennoch dazu führen, der Sprecherin jegliche Autorität abzuerkennen und sie in eine untergeordnete Rolle einzureihen. Viele Rezipienten setzen nämlich Autorität und Kompetenz erst mit tieferen Stimmen gleich. Evolutionär gesehen gibt es den Zusammenhang von Stimmtiefe einerseits und Angst einflößender, dominanter oder beruhigender Wirkung andererseits. So weiß man, dass man bei Reden von Frau Thatcher die hohe Stimme für Übertragungen durch technische Manipulationen tiefer gesetzt hat (vgl. Scherer, K. R. 1988). Und Werbefachleute wissen, dass stereotype tiefe Bässe besonders gut überzeugen: „So ist es nicht verwunderlich, dass tiefe Männerstimmen sehr häufig am Ende eines Reklamespots für die zusammenfassende Bewertung des Produktes eingesetzt werden.“ (Eckert, II./Laver, J. 1994, 37. Tonbeispiel CD 6.)

Bei Hartwig Eckert/John Laver lassen sich auch einige Tonbeispiele finden, die verdeutlichen, wie verfestigte Stimmeigenschaften wirken. In diesen Stimmen produzieren die Sprechwerkzeuge Besonderheiten mit sozusagen relikthaften Elementen aus der Sprachentstehung oder aus Phasen des ontogenetischen Spracherwerbs:

- In CD 13 hören wir Vincent Price mit tiefer und zusätzlich knarriger Stimme. Er „benutzte in Gruselfilmen oft extreme Formen des Knarrens, um damit den Effekt von Bedrohung und Unheimlichkeit zu erzielen“ (ebd., 71).
- CD 17 gibt eine Kostprobe der „erotischsten Stimme Deutschlands“, die in der TV-Sendung „Herzblatt“ eingesetzt wird. Früher war sie im SWF zu hören, wobei aber sogar ihre Stau-Ansagen für Männerohren wie eine Liebeserklärung klangen. Grund: Die Art der Behauchung, die hier zu hören ist, „stellt sich ganz natürlich in erotischen Situationen ein“ (ebd., 73; vgl. auch 4 und 74).
- CD 58a bestätigt anhand der ersten Parlamentsrede einer Frau die These „Die Stimme verrät unsere Gefühle“. Der Abgeordneten misslingt die Tonhöhenkontrolle; sie hat auf Grund ihrer Aufgeregtheit und

vielleicht auch habituell gewordener Stimmeigenschaften mit einem ungewollten „Tremolo“ zu kämpfen. (Vgl. ebd., 131.)

Für die nonvokal nonverbale Kommunikation können wir wiederum vieles unter stammesgeschichtlichem Aspekt erhellen. Die Gänsehaut und das Rotwerden wären solche Beispiele, doch wollen wir auch weiterhin im Sinne der eingangs gemachten Einschränkung nur engere kommunikativ-sprachliche Vorgänge untersuchen. Also solche Vorgänge, bei denen die Partner in der sprachlichen Interaktion auf Grund von relikthaften Erscheinungen stutzen, sich missverstehen oder aufkommende Verständigungsprobleme zu besprechen haben.

Ein Beispiel dafür kennen wir wohl alle aus eigener Erfahrung: Ein Lehrer hat einen Schüler bei einem Verstoß ertappt, ist empört, redet ihm ins Gewissen, erwartet Zerknirschung - erntet aber ein freches Grinsen, was seine Empörung noch steigert. Dabei ist dieses Grinsen gar kein Auslachen, keine Überheblichkeit, sondern Unterlegenheit. Es ist ein Die-Waffen-Strecken. Michael Argyle verweist auf die phylogenetische Grundlage im Grinsen von Affen, „bei dem die Zähne völlig bloßgelegt sind und das von untergeordneten Tieren als ein Beschwichtigungssignal benutzt wird“ (Argyle, M. 1979, 48). Mitunter missverstehen wir dieses Signal aber wegen seiner Nähe zum gut gelaunten Lachen und zum überlegen-aggressiven Ver-lachen. Evolutionäre Erklärungen zum Entstehen dieser Situation beginnen mit Charles Darwin, der in seinem Buch vom Ausdruck der Gemütsbewegungen ausführt: „Wir sehen oft Personen lachen, um ihre Scham und Schüchternheit zu verbergen.“ (Darwin, Ch. 1872, 216.) Bei Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Desmond Morris und anderen wird das Funktionieren solcher Schutzmechanismen gegenüber einem Angreifer noch weitergehend erläutert. (Vgl. Eibl-Eibesfeldt, I. 1984; Morris, D. 1978.)

Ein Bildbeispiel für den gemeinten Zusammenhang könnte dieses sein:

Das ist kein heiter lachendes Kind. In Wirklichkeit fühlt es sich, wie die Kinderpsychologin erläutert, unsicher und zeigt mit der bloßgelegten Kehle die „klassische Unterwerfungsgeste“ (vgl., auch zum Folgenden, Barth, M./Markus, U. 1996, 61. Das durch Konrad Lorenz bekannt gewordene Bloßlegen der Kehle bedarf u.U. noch weiterer Diskussion, vgl. dazu etwa Morris, D. 1987, 66 f.). Zu ihr gehört das Zeigen

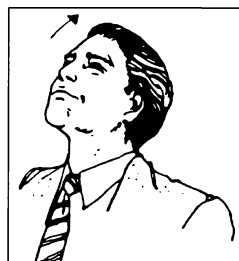
Abb. 3



der Zähne, aber bei nur halb offenem Mund. Es ist eher eine Form des Grinsens als des Lachens. Natürlich sind das Einzelmomente: wenn es die Situation erlaubt, kann sich der Mund auch gleich zu einem richtigen Lachen voll öffnen.

Abb. 4

Als weiteres Beispiel einer „Relikt-Geste“ (zum Begriff s.u.) noch eine zwar kulturkreisspezifische, aber gleichwohl biologisch fundierte Erscheinung, das sog. „griechische Nein“. Uns Mitteleuropäer verwirrt diese Geste des Den-Kopf-Zurückwerfens selbst dann noch, wenn wir ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden sind, dass sie eben ein Nein und nicht etwa ein Ja darstellt (Morris, D. 1995, 153):



Wir haben hier eine, wie Desmond Morris erläutert, im Mittelmeerraum sehr langlebige Form der Körpersprache. Sie hat sich aus einer der möglichen Arten herausgebildet, mit der ein Baby Nahrung ablehnt. Es kann dazu den Kopf in den Nacken werfen und damit „Nein!“ sagen. Für uns ist das befremdend, weil sich unsere Nein-Geste ganz anders herausgebildet hat, nämlich aus dem seitlichen Wegdrehen des Kopfes als Ablehnen der Mutterbrust oder der Nahrung.

1.2. Digitale nonverbale Mittel

Mit dem „griechischen Nein“ näherten wir uns schon den digitalen nonverbalen Mitteln, Mitteln also, die in der jeweiligen Kultur quasi Wörter ersetzen und bedeutungsmäßig festgelegt sind. Hier finden wir bei den sog. „Emblemen“ vieles, was kulturgeschichtliche Relikte enthält und durch das Weiterwirken von eigentlich Überholtem, Ausgestorbenem bestimmt ist. Desmond Morris behandelt in einem seiner Bücher solche Relikt-Gesten als Überbleibsel der Geschichte (vgl. Morris, D. 1978, 47 - 52).

Zunächst entwickelt Desmond Morris den Begriff der „Relikt-Geste“ aus stammesgeschichtlichen Zusammenhängen heraus. Beispiele dafür wurden schon oben gebracht. Auch das Küssen ist bei ihm eine biologisch fundierte und weiter entwickelte „Relikt-Geste“ (vgl. ebd., 98), entstanden nämlich aus dem Fütterungsverhalten. (Irenäus Eibl-Eibesfeldt spricht vom aus dem „Kussfüttern abgeleiteten Kuss“ und gibt verschiedene Beispiele für kulturelle Ausprägungen, ohne den hierbei etwas problematischen Begriff der „Relikt-Geste“ zu verwenden; vgl. Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 183. Von anderen wird darauf hingewiesen, dass in unserem „Partykuss“, bei dem sich Bekannte mit den Wangen berühren, ebenfalls ein „Relikt“ steckt, nämlich

das „Beriechen“ des anderen.) Doch nun zu den rein kulturellen Relikt-Gesten.

Eine dem technischen Wandel folgende Relikt-Geste ist das südeuropäische Zeichen für Telefonieren, nämlich eine Drehbewegung am Ohr. (Vgl. Morris, D. 1978, 47.) Das ist aber auf Grund der inzwischen längst verschwundenen Kurbelapparate kaum mehr nachvollziehbar. Trotzdem ist das Beispiel nicht abwegig. Man denke nur an die ebenfalls relikthafte Verwendung des Wortes „drehen“ im Bereich der Filmarbeit. Die Leute sprechen dort immer noch vom Drehen, vom Drehtermin usw., wiewohl an den modernen elektronischen Aufnahmegegeräten jetzt mehr gedrückt und getastet als gedreht wird. (Vgl. dazu auch Keller, R. 1994, 20.)

Relikthaftes in digitaler Körpersprache begegnet uns auch ständig in der Gebärdensprache. Dort gibt es Zeichen für Nationalitäten. Sie haben abbildend-analoge Wurzeln. Die Gebärdendolmetscherin stellt Japan (mit einer Geste für „Tempel“), die Türkei (mit einem Halbmondzeichen) und noch

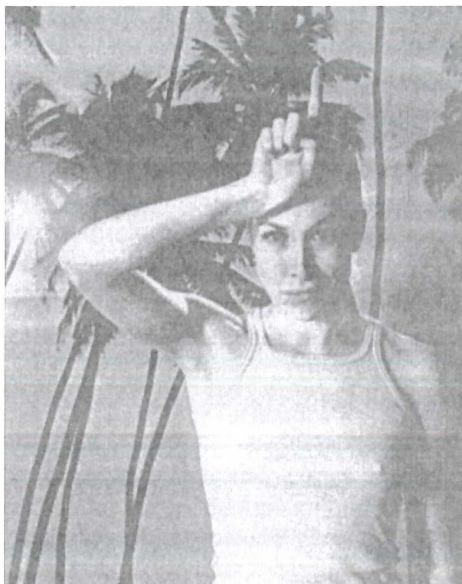


Abb. 5

viele andere Staaten mit etwas für sie Typischem und Erfreulichem dar. Die Australier werden allerdings mit spitzen Diebesfingern daran erinnert, dass die ersten Siedler auf dem Erdteil im Jahre 1788 meist abgeschobene Zuchthäusler waren. Und auch für Deutschland verwendet die Dolmetscherin ein merkwürdiges Relikt, wenn sie ihre Hand über dem Kopf nach oben streckt. Man kann es kaum erraten: hier hat die Pickelhaube überlebt. Das ist der Helm mit Metallspitze, den die preußische Armee im Jahre 1842 einfuhrte. (Vgl. dazu und auch zum folgenden Bildbeispiel Cornelius, M./Leitholf, E. 1997, 68 - 73.)

Mit dem zuletzt gebrachten Beispiel haben wir (im Sinne der oben erläuterten zweiten Suchrichtung nach Relikten) Wandlungsprozesse und Funktionsveränderungen illustriert. Sachen und Verhältnisse sind in ihrer alten

Form verschwunden, leben aber in den Zeichen weiter. Diese werden u.U. nicht mehr sicher verstanden und geben leicht Anlass zu Missverständnissen oder Umdeutungen.

1.3. Phoneme

Unsere dritte Untersuchungsebene wendet sich wieder dem Lautlichen zu, jetzt allerdings eingeschränkt auf die Phoneme, die bedeutungsunterscheidenden Laute. Es geht also um das genaue Phoneminventar des Deutschen als diskrete Lauteinheiten (Segmente) in einem Sprachsystem. (Vgl. Ramers, K.-II. 1998, 10 und die Abbildungen 1 und 2 oben.) Solche Phoneminventare sind mit der begrifflichen Symbolsprache und damit mit einer stammesgeschichtlich späten Erwerbung verbunden. Auch ontogenetisch werden die speziellen Phoneme einer Muttersprache den melodisch-rhythmischen Lauterzeugungen des Kindes „gleichsam aufgepropft“, wie Detlef W. Promp formuliert (Promp, D. W. 1998, 41). Der tiefenpsychologisch orientierte Pädagoge Günther Bittner zeigt dazu, von welcher einschneidenden Bedeutung der Schritt von älteren lautlichen Schichten zum Erwerb der Symbolsprache mit ihrer eingeschränkten Lautlichkeit in unserer Ontogenese ist.

Die Spracherwerbsforschung geht meist „einseitig von der vorgefundenen Sprache und nicht von den Stufen der Aneignung beim Kind aus“ (Bittner, G. 1973, 9). Günther Bittner dagegen fokussiert lautliche Frühstadien, wie sie oben mehrfach angesprochen wurden, als lustvolles eigentriebliches Zungenturnen (vgl. ebd., 29). Viel davon muss mit dem Erwerb der Sprache aufgegeben werden, was ein ambivalentes Erleben ist: Einerseits Frustration durch die Kanalisierung in ein enges Phoneminventar hinein (und gleichzeitig auch in ein Lexikon und eine Grammatik hinein). Andererseits die neue positive Erfahrung, dass sich mit der Sprachbeherrschung Wünsche klarer und selbstständiger ausdrücken lassen, Affekte objektiviert werden und die Welt Dinge Namen und Bezeichnungen bekommen. Wie auch immer dieser Übergang von älteren zu neueren Stadien der Ontogenese erlebt und verarbeitet werden mag (Beispiele vgl. ebd., 29 - 35), eine Betrachtung unter dem Reliktaspekt erhellt, warum Kinder ein unglaubliches Vergnügen daran haben, selbst Sprachspielereien zu machen oder Angebote „konkreter Poesie“ (lautlicher Art) aufzunehmen und produktiv damit umzugehen. Es sind offenbar die wieder eröffneten Zugänge zu noch nicht normierten, unregulierten Lauterfahrungen. (Für die weitere Erforschung dieser Phänomene müssten Ansätze aus Biologie, Anthropologie und Entwicklungspsychologie mit der Sprach- und Literaturdidaktik zusammengeführt werden. Vgl. dazu wiederum Promp, D. W. 1998 und die

dortigen Literaturangaben; zum fachdidaktischen Diskussionsstand zum „Spielen mit Sprache“ vgl. die bei Steffens, W. 1998 angegebene Literatur. Aus der Linguistik wären zusätzlich Untersuchungen heranzuziehen zur „Motiviertheit“ von Wortbildungen sowie zur „Onomatopöie“ und „Lautsymbolik“; vgl. dazu etwa Bußmann, II. 1990.)

Im Bereich der Phoneme ist im Sinne der einleitend dargestellten Suchrichtung 3 auch noch die Konkurrenz zwischen dem System Standardsprache und den Dialektsystemen zu betrachten. Der standardsprachliche Sprecher kann sich allerhand Aussprachevarietäten leisten, durchaus auch leichte dialektale Einschläge - da gibt es im deutschen Sprachgebiet eine große zulässige Bandbreite. Dennoch kommt ein Sprecher bei zu starken Dialekteinflüssen aus seiner Heimatregion u. U. zu Abweichungen, die in offiziellen Situationen als Fehler deklariert werden. Der Reliktbegriff scheint auch darauf anwendbar zu sein, dass etwa ein Nürnberger Dialekt-sprecher in einer offiziellen Situation ungewollt „Feis“ für „Füße“ sagt, weil er auf die hier „unpassenden“ Phoneme seines Dialektsprachsystems zurückgreift. Nicht zu vergessen ist dabei: Dieses System liegt (auf lautlichen wie auf anderen Sprachebenen) der Standardsprache voraus und teilweise sogar zu Grunde, denn die deutsche Standardsprache ist aus Bestandteilen mittel- und oberdeutscher Mundarten geformt. In der Nähe, die diese Systeme zueinander haben, liegt aber auch die Fehlerquelle: Es kommt leicht zu „Interferenzen“. Man hat in diesem Zusammenhang eine kontrastive Didaktik entwickelt, die etwa Schülern hilft zu erkennen: „In meinem regionalen Sprachsystem klingt es so oder heißt es so, im standardsprachlichen System aber so.“ Dies relativiert diskriminierende Beurteilungen und kann zu interessanten vergleichenden Beobachtungen führen, in dem Dialektlautungen (auch Dialektwörter und spezielle dialektale Grammatik“fehler“ - s.u.) auch einmal als positiv zu schende „Relikte“ bewertet werden. (Vgl. dazu u.a. Schober, O. 1978; Klotz, P./Sieber, P. (Hrsg.) 1994; Barbour, S./Stevenson, P. 1998.)

(Genauere Betrachtungen zum Dialekt als Bereich von Relikten bedürften starker Differenzierungen, etwa bezüglich großer regionaler Unterschiede in Deutschland. So betont Klaus J. Mattheier Folgendes. In bayerischen Verhältnissen ist der Dialekt recht öffentlich und verweist - vereinfachend gesagt - nur geringfügig auf die soziale Gliederung und Schichtung. In „hannoveranischen“ Verhältnissen dagegen könnten Fremde vermuten, die Mundart sei ausgestorben. Tatsächlich charakterisiert aber dort das alte Erbe Dialekt „ausschließlich die private Situation unter Einheimischen“ (Mattheier, K. J. 1986, 274).)

1.4. Buchstaben/Grapheme

Dass die Entstehung der Buchstaben und ihrer Formen selbst einer Betrachtung unter den Aspekten der Reliktbildung unterzogen werden könnte, bleibe außer Betracht. Auch sei auf die Frage verzichtet, ob unsere nationalen Alphabete im europäischen Vergleich nicht auch reliktartige Züge zeigen (vgl. Riedl, R. 1994, 24 sowie Leiss, E./Leiss, J. 1997, 131, die u. a. fragen, warum eigentlich ein Phonem wie /k/ in jeder Sprache auf andere Weise grafisch realisiert werden soll). Der Sprachteilnehmer nimmt unser nationales Alphabet und unsere Schriftzeichen unreflektiert hin. Was ihm jedoch auffällt oder leicht auffällig gemacht werden kann, sind oft „Relikte“ genannte Erscheinungen in der Schreibung. Das bereits erwähnte Autorenpaar Leiss verwendet in diesem Zusammenhang sogar den Ausdruck „Fossilierung“ (ebd., 67 f.):

„Sprachnormierung kann ... Sprachwandel verlangsamen, verhindern kann sie ihn nicht. Über kurz oder lang müssen die alten Normen an die neue sprachliche Realität angepasst werden, soll die Schriftsprache nicht fossilieren und sich damit von der gesprochenen Sprache immer weiter entfernen. Sie wird ohne Reform zu einem toten Reservoir von Einheiten, mit denen die Gebildeten zwar jonglieren können, mit denen sich aber nicht einmal mehr die einfachsten kommunikativen Alltagssituationen bewältigen lassen.“

Ein solches Statement bezieht sich natürlich auf die heutige Diskussion um die Orthografiereform. Warum drängen sich dort im Blick auf unsere Schreibung Wörter wie „Relikt“ (oder „Fossil“ usw.) auf? Warum ist Einigkeit darüber, was in der Rechtsschreibung „Relikt/Fossil“ ist, schwer herzustellen? Dazu einige Diskussionspunkte:

(1) Trotz Rechtsschreibreform ist die Schreibung „Thron“ beibehalten worden, obwohl schon 1901 der Reformvorschlag durchgesetzt wurde, die bis dahin übliche th-Schreibung bei deutschen Wörtern abzuschaffen (und Thron zählt trotz Bezug zum Griechischen nicht als Fremdwort). Man weiß, dass sich der Kaiser damals durch eine belegte Aktennotiz dagegen verwahrte, „seinen“ Thron durch Herausnahme des h wacklig werden zu lassen - und so schleppen wir immer noch eine Ausnahmeschreibung mit uns herum. Freilich kann für eine Beibehaltung argumentiert werden, etwa mit historischen oder ästhetischen oder etymologischen Rechtfertigungen. Aus der Geschichte der Schreibung könnte man ein weiteres h heranziehen und als „Relikt“ diskutieren, das h in Schuh. Es ist nämlich als „historische Schreibung“ für den hier ursprünglich gesprochenen ch-Laut stehen geblieben. Der Sprachteilhaber heute nimmt es freilich als Dehnungs-h, das nicht weiter auffällt. Auch hat bzw. bekommt es ja die nützliche Funktion, zwi-

sehen zwei Vokal-Buchstaben zu treten: Schu-h-e. (Kulturethologen fallen hier sicher viele Parallelbeispiele ein: Von der Kutsche hatten die Autos lange Zeit das Trittbrett als Erbe übernommen und auch beibehalten, als es keine Funktion mehr hatte. Beim VW-Käfer war aber auf Grund seiner besonderen Form eine neue Funktion entstanden, nämlich die Stabilität der Kotflügel zu unterstützen. Eine biologische Parallele ist das „Relikt“ Steißbein als Überbleibsel des Tiereschwanzes; es hat aber, wie eine genauere anatomische Betrachtung zeigen kann, neue Funktionen für das nervliche und muskuläre System übernommen.)

(2) Die Reformer haben Schreibungen als „Relikte“ beleuchtet und Änderungen für sie vorgeschlagen, die z.T. verabschiedet wurden. Wenn wir bei dem Buchstaben h bleiben, hätten wir bei rauh die Vereinfachung zu rau. Grund: Dieses Wort ist das einzige deutsche Wort, wo nach dem Diphthong au ein h stehen würde.

(3) Eine andere Änderung, die Erlaubnis der st-Trennung, ist ein Beispiel für die späte Aufhebung einer durch Veränderungsprozesse sinnlos gewordenen und lange als „Rudiment“ empfundenen Regel. Wegen einer früheren festen Buchstabenkombination aus st (mit einem s mit Ober- und Unterlänge) gab es sinnvollerweise das Trennverbot. Es lebte aber noch weiter, als die ursprünglichen Buchstabenformen überholt waren.

(4) Jacob Grimm war für die Kleinschreibung der Nomen und hat sie im Grimm'schen Wörterbuch angewandt. Nach 1945 wurden viele Reformvorschläge in diese Richtung gemacht, bestimmte Gruppen von Wissenschaftlern schrieben (wie früher schon manche Schriftsteller) klein und es gab Fachzeitschriften nur in Kleinschreibung. Und beim heute verbreiteten Schreiben am PC tritt die Nomen-großschreibung besonders stark als Fehlerquelle auf. Manche würden es gerne sehen, wenn diese Faktoren zusammenwirkten und zu einer Reform führten. Andere sehen in der Nomen-großschreibung keinesfalls ein Relikt. Ihre leitenden Gesichtspunkte sind die literarische Tradition mit den gewohnten Schriftbildern (die, gerade auch bei literarischen Texten, nicht plötzlich „alt“ aussehen sollen) und die Leseerleichterung durch zusätzliche grafische Kennzeichnung der Nomen.

(5) An einer letzten Beispielgruppe sei noch gezeigt, wie Experten auch unter genauester Heranziehung historischer Entwicklungen kontrovers in der Einschätzung dessen sind, was relikthaft bzw. reformbedürftig ist. Bekanntlich hat die Reform zusätzliche Umlautschreibungen gebracht wie behände (wegen „Hand“ für behende) oder Stängel (wegen „Stange“ für Stengel) oder schnäuzen (wegen „Schnauze“ für schneuzen). Darin wurde von Seiten der Kommission eine Erleichterung gesehen, die die Öffentlichkeit und die Fachwelt jedoch weithin nicht wollten. Besonders umstritten waren „falsche Etymologien“ oder - mit Horst Haider Munske formuliert -

„Schreibänderungen auf Grund einer semantischen Neumotivation (belämmert, verbläuen und Quäntchen), gegen die nichts einzuwenden wäre, wenn sie sich denn bereits im Usus durchgesetzt hätten“ (Munske, II. II. 1998, 418). Jetzt liegen hier Vereinheitlichungen vor: die genannten Wörter folgen in ihrer Schreibung der gewohnten Herleitung vom Wortstamm, genauer: was Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber naheliegenderweise meist für den Wortstamm halten. Tatsächlich aber ist es so: belämmert kommt nicht von „Lamm“, sondern von „lähmen“, verbläuen nicht von „blau“, sondern von einem alten Wort, das wir noch in „Pleuelstange“ haben, und Quäntchen bezieht sich statt auf „Quantum“ auf das lateinische Zahlwort, das wir in „Quinta“ haben. Horst Haider Munske setzt sich nun mit dem Versuch auseinander, die Reform durch Heranziehung alter variierender Schreibformen, die teilweise den jetzigen Reformschreibungen entsprechen, zu rechtfertigen. Er verneint diese Begründungsform. Wie schon aus obigem Zitat ersichtlich, ist für ihn der gegenwärtige Usus unbedingt zu beachten und müssen Veränderungen vorsichtig an das anknüpfen, was zumindest teilweise schon praktiziert wird (vgl. ebd., 416 - 420). Zu dieser gebotenen Vorsicht gehört offenbar auch - dies lehrt die weithin zu beobachtende Nichtakzeptanz der längst beschlossenen Reform -, die Auffassung zu respektieren, Schreibungen müssten auch historisch richtig sein: „Dies ist ein Erbe aus der Zeit dominierender historischer Sprachwissenschaft in Deutschland, welches man für überholt erklären mag; das ändert aber nichts daran, dass dies ein Bewusstseinsmoment im Sprachverständnis vieler Deutscher ist.“ (Ebd., 418.)

Kontroverse Auffassungen der gezeigten Art entstehen also aus Einstellungen und intuitiv erworbenen Regel- und Ausnahmekennnissen heraus, von denen sich die Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber gewohnheitsmäßig leiten lassen. Nun hat aber die höchst unterschiedliche Einschätzung von „Relikten“ und von Reformbedarf inzwischen zu einer Situation geführt, die der Verfasser - etwas karikierend - mit der Existenz von drei Rechtschreibergruppen beschreiben möchte: Erstens Befürworter bzw. Praktizierende der Reform (sei es aus Überzeugung, sei es aus Pragmatismus), zweitens Reformgegner, die die bisherige Schreibung unverändert weiter praktizieren, und drittens solche, die in genauer Kenntnis der Sachverhalte mit ihren Schreibungen demonstrieren, wo sie Reformvorschlägen bewusst folgen bzw. welchen Vorschlägen sie die Gefolgschaft verweigern. Diese Mehrgleisigkeiten können freilich zu einer (weiteren) Verschlechterung des Normbewusstseins insgesamt führen.

Angesichts der gezeigten Problematik kommt der Sprachwissenschaftler Peter Eisenberg zu einer Empfehlung, die zu einer Mitwirkung der Einzel-

nen an Normierungsprozessen führen soll: Umsetzung der Neuregelung in einem auf Grund der Rechtslage und Schulsituation unabdingbaren Kernbereich. Für einen Randbereich seltener oder besonders umstrittener Schreibweisen empfiehlt er, möglichst beim Alten bzw. bei Entwicklungstendenzen, die den wirklichen „Usus“ widerspiegeln, zu bleiben und damit einen Beitrag dazu zu leisten, „nicht alle Unzulänglichkeiten wirksam werden zu lassen“ (Eisenberg, P. 1998b, 6). Wo er diese Unzulänglichkeiten der Reform sieht, erklärt er theoretisch, zeigt es aber auch praktisch - etwa in seinen eigenen Schreibungen, die in der Regel reformiert sind, die jedoch u.a. bei alten Formen der Zusammenschreibung bleiben.

1.5. Wortbausteine (freie und gebundene)

Wortbausteine (um hier statt der Fachbegriffe ein umgangssprachliches Wort zu verwenden) sind, etwas vereinfachend gesagt, erstens Teile, die selbstständig als Wörter auftreten, zweitens Teile, die nicht frei vorkommen können wie die sog. Konfixe (Beispiel: thermo + phil; mehr dazu s. u.) und die Vor- und Nachsilben (Affixe). Diese Teile bilden durch Ableitung oder Zusammensetzung neue Wörter. (Flexive sind in der Flexion gebundene Morpheme zur grammatischen Kennzeichnung von Wortformen; vgl. oben Abb. 2 sowie Bußmann, II. 1990, 245.) Wortbildungsprozesse vermehren unseren Wortschatz. Die Wortbausteine sind dabei in der Regel produktiv, oft sogar sehr produktiv. (Man denke etwa an -itis, das wir von der „Bronchitis“ bis zur „Telefonitis“ oder „Fusionitis“ einsetzen können.) Aber die Suche nach Relikten macht auch auf Ausnahmen aufmerksam. Dazu zwei Beispielgruppen.

(1) Linguisten kennen „unikale Morpheme“ („blockierte Morpheme“, „Pseudomorpheme“, „Ilimbeermorpheme“). Tatsächlich gibt es eine winzig kleine Anzahl von Wortbausteinen, die als Wortstamm oder als Kompositionsglieder sozusagen „unfruchtbar“ geworden sind, um mit diesem Wort absichtlich auf eine biologische Analogie zu verweisen. Die folgenden Bausteine finden wir jeweils praktisch nur einmal:

Morphem	Zusammensetzung, Ableitung	Etymologie
bern	und zwar in Bernstein	bernstein „brennbarer Stein“ aus bernen „brennen“
brom	Brombeere	brombeere „Beere des Dornstrauchs“ (mhd. brāme)
dau	verdauen	dau gehört zu tauen (schmelzen)
droll	drollig	droll hat niederländisch-franzö-

flat	Unflat	sischen Ursprung (vgl. frz. drôle) flat heißt mhd. „Sauberkeit“ (vlât)
gess	vergess-en,-lich	vergessen ist eigentlich „verlie- ren“ mit einer Wurzel wie in engl. forget
him	Himbeere	vermutlich Hinde (Hirschkuh) + Beere. Benennungsmotiv unklar
od	Kleinod(ien)	Zusammenhang mit ml. clenodi- um; vgl. auch alte Substantivbil- dungen auf -ôdi (Heimat). Keine Verwandschaft mit „Einöde“
sint	Sintflut	ahd. heißt sina- „immer“. Vgl. mhd. sin(t)fluot, seit dem 13. Jh. zu „Sünd(en)flut“ (Strafe!) umge- deutet Vgl. auch Singrün für Immergrün
schorn	Schornstein	Geht auf Wurzeln zurück, die „festes Land“, „emporraßen“ u. Ä. bedeuten

Die unikalen Morpheme verstehen wir bedeutungsmäßig nicht. Sie sind, linguistisch ausgedrückt, „unter synchronem Aspekt nicht mehr analysierbar“ (Bußmann, II. 1990, 819). Nehmen wir „Himbeere“. Wir erwarten vom ersten Wortbestandteil wie bei Erdbeere, Stachelbeere, Blaubeere usw. eine inhaltliche Information. Wir bekommen sie bei den drei letzten Beispielen, aber nicht bei „Himbeere“. Erst der Etymologe kann hierzu etwas aufdecken, weil er weiß: In him steckt ein altes Wort für „Hirschkuh“, und Ähnliches gilt auch für die anderen genannten unikalen Morpheme bzw. für die Zusammensetzungen und Ableitungen damit. Unser Beispielwort bleibt also - in einer Formulierung von Willi Mayerthaler u.a. (Mayerthaler, W. u.a. 1998, 218) - „semantisch opak und distributionell extrem eingeschränkt“. Und weiter (ebd.): „Formen mit unikalen Morphemen sind immer im Langzeitgedächtnis gespeichert, also Bestandteil der strikt lexikalischen Morphologie. Da die Wortbildung generell zu mehr Speicherung als die Flexion tendiert, findet man einzelne unikale Morpheme vorzugsweise in der Wortbildung, aber auch dort sind sie nie produktiv.“

Beim „Relikt“ der unikalen Morpheme hat, auch im Sinne der Kulturethologie formuliert (vgl. Liedtke, M. 1994, 72 f.), eine Einbuße von Funktionen stattgefunden, hier der Produktionsfunktionen bei der Wortbildung. Auch können (vgl. ebd.) Relikte unter bestimmten Umständen neue Funktionen

erhalten. Dies wäre der Fall bei Sintflut, das durch eine volksetymologische Neumotivation zur Sünd(en)flut wird. (Mehr zu Volksetymologien s. u.)

(2) Der linguistische Terminus „morphologischer Rest“ verweist auf eine weitere relikthafte Erscheinung aus dem Bereich der Wortbildung. Peter Eisenberg (Eisenberg, P. 1998a, 209 und öfters) fasst darunter solche sprachlichen Einheiten, die wortbildungsmäßig eine sehr eingeschränkte Rolle spielen. Produktiv in der Wortbildung sind Wortstämme, Konfixe (das sind Bestandteile wie mikro + phon, sozio + loge, die weder Wortstämme noch Vor- und Nachsilben sind, sondern zwischen beidem stehen, s.o.) und Vor- und Nachsilben (Affixe). „Morphologische Reste“ sind nun Affixe, die nicht mehr produktiv sind „wie das t in Fahrt und die Pseudoaffixe wie in Trepp+e und Streif+en“ (ebd.). Solche Bestandteile bezeichnet Eisenberg als „funktional schwach belastet und mehr oder weniger stark in den Stamm integriert“ (ebd.).

Bei solchen Beschreibungen gewinnt die einleitend erklärte Sichtweise 4 an Bedeutung. Wir schauen auf funktionierende Systeme und stellen fest, dass einzelne Elemente einen Funktionsverlust aufweisen. Bei den beiden vorgeführten Beispielgruppen (unikale Morpheme und morphologische Reste) ist der Beitrag einzelner Wortteile zur Wortbildung eingeschränkt, sodass sie einen relikthaften Charakter bekommen.

1.6. Wörter

Die Ebene der Wörter wurde schon im Bisherigen gelegentlich berührt. Auf ihr ist geschichtlicher Wandel (auf den wir mit unserer Suchrichtung 2 abzielen) besonders auffällig und oft mit Händen zu greifen.

Auf der Wortebene mag man Reliktbildungsprozesse bereits darin sehen, dass Wörter Bedeutungen quasi wie einen vernachlässigten Rest „mit sich herumschleppen“ können. Die ursprünglichen Bedeutungen verblassen und spielen für die aktuelle Kommunikation keine Rolle mehr. So abstrahieren wir bei Eigennamen fast immer von ihrer Herkunft, selbst wenn diese sehr deutlich ist. Meist finden es nur Kinder lustig, dass ein Schneider „Schuster“ oder ein Autoverleih „Buchbinder“ heißt. Und eine „Frau Mann“ bereitet uns bedeutungsmäßig keine Schwierigkeiten. (Vgl. dazu Schober, O. 1993 und die weitere namenkundliche/namendidaktische Literatur dort sowie Oomen-Welke, I. 1993.) Eine ähnliche Überlegung könnten wir dazu anstellen, dass der bildhaft-metaphorische Gehalt von Wörtern und Wendungen im aktuellen Sprachgebrauch völlig zurücktreten kann. Eigennamen, Wörter sowie Wendungen (mehr zu diesen s.u.) funk-

tionieren, ohne dass wir auf die in ihnen steckenden Restbedeutungen und nicht mehr verstandenen Aspekte achten. Der Herkunftsaspekt kann freilich zum Gegenstand von (schulischer) Sprachbetrachtung werden. Manchmal wird uns auch im Alltag oder bei der Lektüre älterer Texte überraschend bewusst, was hinter Wörtern wie freundlich, günstig usw. eigentlich steckt. Oder es fallen uns angesichts alter (abwertender) und neuer (neutraler) Synonyma aktuelle Wandlungsprozesse auf: Abdecker † Tierkörperverwerter, Putzfrau † Raumpflegerin, Fürsorgerin † Sozialarbeiterin (vgl. zu diesen Beispielen Seidel, B. 1989, 36 und 101; vgl. andererseits zu verschleiernenden Euphemismen wie „Entsorgungspark“ ebd., 51).

Beim Lesen älterer Texte fallen uns weiterhin an einzelnen Stellen Vorgänge eines deutlichen Bedeutungswandels auf. Etwa, wenn wir bei Stifter vom „blöden Gesicht der Großmutter“ lesen und eine inzwischen eingetretene Verschlechterung und Verengung der Wortbedeutung von „blöd“ vermuten (es heißt zunächst „schwach“ - im Text ist also von der Blindheit der Großmutter die Rede). Im Alltag wird gelegentlich auffällig, dass die Dialekte neben den oben besprochenen Lautbesonderheiten das Überleben von bestimmten Wörtern ermöglichen. Manche Wörter der Dialekte gehören in der Standardsprache einer anderen Stilebene an oder sind in ihr ganz obsolet geworden. Nun verwenden Dialektsprecher relikthafte Dialektwörter im standardsprachlichen Zusammenhang manchmal mit Verlegenheit. Jedenfalls kann man diese Beobachtung bei entsprechenden interessierten Nachfragen machen (vgl. dazu Schober, O. 1978). Erst kürzlich gewann der Verfasser einen regional aktuellen Beleg dazu bei einer mittelfränkischen Bäckerin. Sie wollte ein Brot, auf das er deutete, nicht verkaufen, weil es „kahnig“ war. Er fragte interessiert nach und wollte das Wort nochmals deutlich hören - aber das aus dem Spätlateinischen (nach canus = grau, oft auf den Weinbau und auf schimmelige Schichten bezogen) kommende Dialektwort wurde nicht wiederholt, sondern durch „alt, schimmelig“ ersetzt. Die Dialektsprecherin empfand die Weiterverwendung des Reliktwortes in dieser Situation als unangemessen und wollte der von ihr fälschlich unterstellten negativen Bewertung/sozialen Abwertung entgehen!

Besonderes Interesse im Rahmen unserer Fragestellung finden die schon angesprochenen Volksetymologien. Sie sind Folgen von Reliktbildungsprozessen, weisen diese Wörter doch den Funktionsverlust, den Wiedergewinn von Funktionen und den abgeänderten Gebrauch auf, der auch Thema der kulturethologischen Erforschung von Entwicklungsverläufen ist (vgl. wiederum Liedtke, M. 1994, 72 f., und Riedl, R. 1994, 23). Wir folgen hier weiter der Suchrichtung 2 und demonstrieren solche Reliktbildungs- und Wandlungsprozesse am Wort „Maulwurf“.

Maulwurf: ursprünglich der „Erdwerfer“, „Hauferwerfer“. Alte Wörter im Vorderglied wie ac. *mûwa* (Haufer) oder mhd. *molt(e)* scheinen durch den Sprachwandel nicht mehr verstanden worden zu sein. Es kommt zu einer sekundären „inhaltlichen Umdeutung und formalen Umformung“ (Bußmann, II. 1990, 839) des archaischen Wortes: Das „Relikt“ übernahm die Bedeutung und die Form des vertrauten Wortes für den Körperteil „Maul“. Als normale Sprachbenutzer gehen wir trotz des biologischen Fehlers, der sich hier einschleicht, mit dem neuen Wort in diesem Verständnis um. (Zu Genauerem vgl., auch für das Folgende: Kluge, F. 1989; Seebold, E. 1981; Olschansky, II. 1996.)

Ähnliche Beispiele sind

Friedhof, in dem, wie ein Sprachforscher des 19. Jahrhunderts bemerkt, das Volksbewusstsein den Hof des Friedens sieht, obwohl das Wort etymologisch auf ahd. *frîten* (einhegen, schonen) zurückzuführen ist; Bockbier - hinter dem die Herkunftsbezeichnung „Einbecker Bier“ steht; frz. *choucroute*, ein nach dem deutschen Muster Sauerkraut assimiliertes Fremdwort: es wird als Zusammensetzung von *chou* (Kohl) und *croûte* (Kruste) gedeutet; ähnlich deutet man engl. *asparagus* als *sparrow-grass* (Sperlingsgras); Wetterleuchten wurde erst neuhochdeutsch umgeformt aus mhd. *weterleichen*, das „Wettertanz“ und „Blitz“ bedeutet, aber das darin enthaltene Wort *leichen* für „tanzen, hüpfen“ (vgl. das Laichen der Frösche) wurde nicht mehr verstanden und unter dem Einfluss von „leuchten“ verändert; eine Grasmücke ist natürlich kein Insekt, sondern ein Vogel, dessen Bezeichnung von *smucken* (schlüpfen; verwandt mit *schmiegen*) kommt. (Auf das Beispiel Haberfeldtreiben, das aber ein Caperfell-/Bocksfell-Treiben ist, werden wir gleich noch kommen.)

Bei den Volksetymologien wird also etwas relikthaft Gewordenes weitergetragen. Es wird nach dem Vorbild eines Wortes mit ähnlicher Bedeutung bzw. ähnlicher Form umgedeutet. Funktionsverlust führt hier zur Aufnahme neuer Funktionen. Die Linguistik verwendet für solche Vorgänge auch den Begriff der „sekundären Motivation“: unverständliche Wörter werden durchsichtig gemacht durch eine scheinbar plausible Erklärung (vgl. Bußmann, II. 1990, 841). Brigitte Seidel macht dazu darauf aufmerksam, dass „Notassoziationen“ ähnlicher Art zu unserem Alltag gehören - geboren aus dem Wunsch nach Kohärenz. Sie belegt dies an häufig gemachten, aber falschen Herleitungen von Wörtern wie *Stegreif* (zu „Steigbügel“), *Lachmöwe* (zu „Lake“, „Lache“), *unbotmäßig* (zu „Gebot“) und *Dichtung* (zu „diktieren“, lat. „dicere“) (vgl. Seidel, B. 1989, 27 ff.).

Bei der folgenden abschließenden Überlegung zur Ebene der Wörter verbindet sich unsere bisherige auf Sprachwandel abzielende Suchrichtung 2 mit der Suchrichtung 3, die sich auf das Konkurrieren von Systemen bezieht. Die neuere Linguistik signalisiert mit den Termini „Varietät/Sprachvarietäten“ die Notwendigkeit einer neutral-beschreibenden Behandlung „bestimmter kohärenter Sprachformen“ (vgl. Bußmann, H. 1990, 827). Bezüglich der Dialekte wurden dazu schon mehrere Hinweise gegeben (s.o. in Punkt 1.3 und hier in Punkt 1.6). Auch die Jugendsprache steht in bestimmten Situationen in einem Spannungsverhältnis zur Standardsprache. Wie es für den gegenwärtigen Erwachsenen „archaische Synonyme“ (vgl. Seidel, B. 1989, 96) gibt, die er zunehmend meidet (Freund/Kamerad; Flieger/Flugzeug) oder schon lange nicht mehr benutzt (Kollege/Amtsbruder; umwerben/buhlen), so wirken bestimmte andere, für die Erwachsenen noch gängigen Wörter auf die Jugendlichen als „archaisch“ oder „musical“. Sie gehen mit ihren eigenen und ständig wechselnden (Mode-)Wörtern auf Distanz zu den Erwachsenen. So wird auch durch die Sprachvarietät Jugendsprache die jeweilige Alltagswelt strukturiert (vgl. Mattheier, K. J. 1986; Barbour, S./Stevenson, P. 1998).

1.7. Wendungen

Ähnlich wie auf der Ebene der Wörter finden wir bei Wendungen (Wortverbindungen, Phrasologismen) relikthafte Bestandteile, die unverständlich geworden sind. Als Beispiel dafür stehe die nach wie vor häufig für „sich nicht einschüchtern lassen“ stehende Wendung: sich nicht ins Bockshorn jagen lassen.

Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ (Röhrich, L. 1994) stellt uns vor die schiere Undeutbarkeit der Wendung. Bereits Belege aus dem 16. Jahrhundert lassen erkennen, „dass das Bewusstsein für eine ursprüngliche oder ältere Bedeutung schon damals verloren gegangen war“. (Ebd., 229.) Der Volkskundler findet nicht weniger als neun Erklärungsansätze. Einer davon wird auch durch etymologische Wörterbücher gestützt, die „Bockshorn/Bocksfell“ in folgenden Zusammenhang bringen: Früher gab es in Bayern und Tirol nächtliche Rügegerichte. Der oder die Schuldige wurde in ein Ziegenfell/Bocksfell (mit Horn?) gesteckt und umhergetrieben. Das ist der Brauch des „Haberfeldtreibens“, das, wie schon oben bei den Volksetymologien angemerkt, eigentlich ein „Caperfell“-Treiben ist (lat. caper „Ziegenbock“). Der inhaltliche Bezug zur Redewendung ist hier gewahrt, „denn wenn jemand in ein Bocksfell getrieben wird (oder hincinkriechen muss), so wird er damit in Angst gejagt.“ (Ebd., 231.)

Trotzdem steht diese Deutung in Konkurrenz zu vielen anderen, wobei für unseren Zusammenhang nur wichtig ist, dass „Bockshorn“ als unverstandenes Wortrelikt eigentlich hätte aussterben müssen. Aber offenbar stecken in ihm Merkmale, durch die die Sprachteilhaberinnen und -teilhaber immer wieder darauf aufmerksam werden und dann dem ganzen Wort Bedeutungen beimessen: „Nicht trotz, sondern wegen der mannigfaltigen volksetymologischen Umwandlungen erhielten sich Wort und Redensart; und gerade das Rätselhafte, das nicht ohne weiteres Verständliche trug mit zu ihrer Erhaltung bei. Vielleicht hat auch die bewusste oder unbewusste Freude am ausdrucksvollen Wortklang an der Erhaltung und Verbreitung mitgewirkt.“ (Ebd., 232.) Der kulturethologische Vergleichspunkt ist deutlich, nämlich die Wichtigkeit der „Merkmale, die in irgendeiner Weise wahrgenommen werden können“ (Liedtke, M. 1994, 73). So ist je nach Perspektive „Bockshorn“ ein Relikt und doch wieder kein Relikt: Das Wort und die Wendung wurden durch kulturellen Wandel zwar unverständlich, blieben aber klanglich und assoziativ sehr attraktiv, sodass sie neue Deutungen und Funktionszuweisungen erhielten.

1.8. Wörter im Satz

Die grammatischen Regeln unserer Sprache haben wir wohl internalisiert, aber sie zu thematisieren, dies fällt uns wesentlich schwerer als die eben auf reine Wortschatzdinge und die (Wort-)Semantik bezogenen Reflexionen. Ein Blick auf relikthafte Momente oder Reliktbildungsprozesse im Bereich der Syntax kann aber manchmal schon im Alltag erfolgen. Hier stolpert man z.B. über bestimmte Ausnahmeregelungen, die selten benutzt werden und deshalb leicht zu Fehlern führen. Solche speziellen Ausdifferenzierungen im grammatischen System sind an sich keinesfalls Relikte, mögen aber aus der Sicht mancher Sprachteilhaberinnen und -teilhaber so empfunden werden, wenn ihre Praxis nicht darauf eingestellt ist.

Ein Beispielfeld dafür ist die unterschiedliche grammatische Behandlung homonymer Wörter. Auch ein hervorragend deutsch sprechender Ausländer wird bei bestimmten Feinheiten, wenn sie selten vorkommen, zu Fehlern neigen. Probleme sind: Verschiedene Deklinationsmöglichkeiten bei „Bauer“ (je nachdem, ob es sich um einen Erbauer, einen Landwirt oder den bzw. das Vogelbauer handelt); „die Wörter Kennedys“ (statt „die Worte Kennedys“); „die geschliffene Burg“ (statt „die geschleifte Burg“); „blutlose Wiedervereinigung“ (statt „unblutige“). Ein anderes Beispiel ist das oft als archaisch empfundene Genitivobjekt. Selbst die Muttersprachler haben es nicht so ganz im Griff. In Watzlawicks berühmtem Buch „Menschliche Kommunikation“ (Watzlawick, P. u.a. 1972, 68) ist eine Kernstelle folgen-

dermaßen grammatisch falsch übersetzt: „Analoge Kommunikationen ermangeln die für eindeutige Kommunikationen erforderliche logische Syntax“ (statt „... der erforderlichen logischen Syntax“). In unzähligen Zitierungen wird dieser Text unverändert wiedergegeben und stört offenbar nur wenige. Statt Beachtung des seltenen syntaktischen Musters erfolgt die Angleichung an ein übliches. Große Folgen sind damit ja auch nicht verbunden, und vielleicht wird dieser Genitiv in Zukunft noch „älter aussehen“ und gänzlich zu einem Relikt.

Mit einem Terminus aus der Biologie könnte man mit einiger Freiheit auch sagen: Hier besitzt unser Sprachsystem auf grammatischer Ebene „Merkmalskontrastierungen“. Aber sie werden nicht immer beachtet, weil man sie nicht als notwendig empfindet, nicht braucht und nicht darin geübt ist. Der biologische Begriff wird bekanntlich gerne am Beispiel des Zilpzalp und des Fitis verdeutlicht, also an zwei praktisch gleich aussehenden Vögeln. Sie haben das Merkmal Gesang in einem Fall auf ein einfaches „Zilpzalp“ reduziert, im anderen Fall zu einem reichhaltigen Trillern gemacht. Weniger bekannt ist die folgende, u. U. ebenfalls auf den sprachliche Bereich übertragbare Tatsache: der Zilpzalp singt dort, wo er nicht zusammen mit dem Fitis vorkommt, mit weniger scharfen Kontrasten ihm gegenüber, sondern ebenfalls recht melodios. (Vgl. dazu Reichholz, J.II. 1998.)

Dass Entwicklungen im biologischen wie kulturellen Bereich Merkmalskontrastierungen aufweisen können, erhellt zusätzlich ein Rückblick auf bereits oben behandelte Sprachebenen. Es wäre eine vernachlässigte „Merkmalskontrastierung“, wenn Schreibende die in vielen Fällen verlangte bedeutungsdifferenzierende Schreibung von Homonymen (Lid/Lied usw.) nicht einhielten. Hätte z.B. die Rechtschreibreform, wie teilweise vorgeschlagen, die diskriminierende Schreibung der Konjunktion daß/dass gegenüber dem Artikel bzw. Demonstrativum das aufgehoben, so wäre daß zu einem völligen Schreibrelikt geworden. (Ein teilweises Relikt ist daß bereits durch den Wechsel ß ꝛ ss!). Und um auch ein Beispiel aus der Ebene der Wortbildung zu bringen: englisch konnte früher durchaus für engelhaft stehen, aber der „Homonymenkonflikt“ mit englisch = aus England führte zum weitgehenden Verschwinden des Wortes. Im englischen Gruß kommt das Wort mit dieser Teilbedeutung aber noch als „Relikt“ vor. (Vgl. dazu Keller, R. 1994, 116; zur „Homonymenfurcht“ als Unbehagen gegenüber Homonymen vgl. auch Seidel, B. 1989, 33 und 182.)

1.9. Texte (formal)

Bei Texten gehen streng formale Bindungen zu Gunsten von „pragmatisch-semantischen“ Aspekten zurück (siehe dazu oben Abb. 2). Aber auch Text-

sorten haben ihre jeweils anderen, mehr oder weniger streng geregelten Charakteristika und sind von unterschiedlicher Aktualität. Manche sind ganz überholt. Beschränken wir uns bei unseren Überlegungen nur auf das Feld des schulischen Schreibens, so zeigt sich, dass dort gerne veraltete Aufsatzarten weiterleben, also Schreibformen, die den Bezug zu den aktuellen Textsorten des Alltags verloren haben.

Otto Ludwig hat für die Geschichte des Aufsatzunterrichts das Phänomen der „Entrhetorisierung“ aufgezeigt: Die ursprüngliche Produktion schriftlicher Texte zum Zwecke des aktuellen Vortrags verschwindet oft zu Gunsten von Schreibübungen, die man nachträglich rechtfertigt, indem man ihnen Funktionen für stilistische und gedankliche Schulung zuweist. (Vgl. Ludwig, O. 1988.) So gab es im 19. Jahrhundert für uns nicht mehr nachvollziehbare Schreibaufgaben für Schulaufsätze. Sie hatten jeden Bezug zur Wirklichkeit und zur Sprache der Schülerinnen und Schüler verloren. Es waren Reproduktionsübungen anhand von als klassisch empfundenen Textvorlagen (vgl. etwa das von Bernhard Weisgerber analysierte Beispiel „Ein Spaziergang im Frühling“ - siehe Schober, O. 1998, 304).

Im gegenwärtigen Deutschunterricht gibt es eine gewisse Parallele zu früheren Entwicklungsverläufen. In den siebziger Jahren („kommunikative Wende“) wurden alle schulischen Aufsatzarten als obsolet gewordene, rein schulintern tradierte Muster bekämpft. Man wollte damals nur noch Textsorten produzieren lassen, die den tatsächlichen Alltagschriftverkehr ausmachen. Aber nicht für alle Didaktikerinnen und Didaktiker waren die überkommenen Aufsatzarten schlicht abzuschaffende Relikte. Sie sollten in einem freilich erweiterten Kanon der Schreibformen ihren Platz behalten. Man modifizierte sie und wies ihnen durchaus mit Recht neu gesehene oder wieder gesehene Funktionen zu, u.a. in der sprachlich-ästhetischen, moralischen und kognitiven Entwicklung der Schülerinnen und Schüler. Man verstand sie also nicht mehr nur als „Lerngegenstände“, deren Wert in der unmittelbaren Anwendungsmöglichkeit bestünde, sondern auch als „Lernmedien“ mit bleibenden Funktionen für die Ausbildung komplexer, über die pragmatische Alltagskommunikation hinausgehender Kompetenzen. (Vgl. Fritzsche, J. 1994 und Schober, O. 1988.)

1.10. Texte (inhaltlich)

Formen verbinden sich mit Inhalten. Beides zusammen macht unsere Schriftkultur aus. In vielen unserer kommunikativen Handlungen beziehen wir uns auf die literarische Tradition, verwenden Motive, Zitate, mythische Vorstellungen usw. „Klassiker“ der Dichtung, der Philosophie, der Pädagogik usw. prägen unsere Vorstellungen und Diskurse (vgl. dazu Tremml, A. K.

1997, wo das Thema der Klassiker in den Zusammenhang der „Evolution einflussreicher Semantik“ gestellt wird). Aus gutem Grund wird deshalb in der Öffentlichkeit immer wieder die Forderung laut, unser literarisches Erbe, aber auch das durch die Bibel vermittelte religiöse Selbstverständnis weiter zu vermitteln. Solche Traditionen scheinen durch kommunikative Formen und Inhalte in Gefahr zu geraten, die mehr der „unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung“ dienen, bis hin zu „radikalen Parolen, gedanklichen Gassenhauern und seichter Unterhaltung“ (Bayer, K. 1996, 1). Es gehört schon zu den Dauermeldungen unserer Tagespresse, dass das Allgemeinwissen der Schülerinnen und Schüler zur Politik, Geschichte, Literatur und Kunst abnimmt, während ihnen beispielsweise die neuesten Hit-Albums von Pop-Stars wesentlich besser bekannt sind.

Bleiben wir bei unseren Überlegungen wieder im engeren pädagogischen Feld, so sehen wir, wie Erziehungsinstitutionen versuchen, die Rezeption und Verwendung von miteinander konkurrierenden Inhalten nicht „natürlichen“ Entwicklungen zu überlassen. Dabei müssen sie freilich unserer komplexen Medienwirklichkeit gerecht werden und dürfen nicht einfach alles verurteilen, was etwa über die traditionelle Buchkultur hinausgeht. Dies wäre unrealistisch und würde auch interessante spezifische Möglichkeiten der einzelnen Medien ignorieren. Weiterhin besteht die dringliche Aufgabe, das eigene literarische und religiöse Erbe in einen Dialog der Kulturen einzubringen.

Nicht zuletzt der Literaturdidaktik kommt es zu, zu klären, welche traditionellen und modernen Texte mit welchen Zielen und Methoden zu vermitteln sind. Übereinstimmungen sind dabei schwer zu erzielen, und was für die einen kanonisierte Texte der Allgemeinbildung sind, sind für die anderen Relikte, für die man höchstens noch spezielle Gruppierungen interessieren könne. In unserem kulturethologischen Zusammenhang ist es hierzu naheliegend, Einblick in die entsprechende neue Diskussion um Richard Dawkins zu nehmen (Dawkins, R. 1996). Bekanntlich hat er, entsprechend für das Gen im Bereich der Natur, für die Kultur das Mem erfunden. Rudi Keller (Keller, R. 1994, 198) meint, diese Analogisierung und Namengebung seien wohl nicht ganz ernst gemeint. Andererseits wird um Wort und Sache lebhaft weitergekämpft (vgl. die diesbezüglichen Erweiterungen in der Neuauflage von „Das egoistische Gen“ 1996).

Bei Richard Dawkins sind schon sprachliche Einheiten „Meme“. Umso mehr gilt der Begriff dann für „Memkomplexe“ der oben angedeuteten literarischen Art. Noch etwas weiter expliziert ist „Mem“ eine aus dem griechischen Mimem abgeleitete Abkürzung, die man etwa als „kommunikative

Nachahmungseinheit“ verdeutschen könnte (vgl. Dawkins, R. 1996 und Bayer, K. 1996, 59, sowie Keller, R. 1994, 198 ff.). Bestimmte Meme/Memkomplexe weisen - analog zu biologischen Selektionsprozessen - gesteigerte Prägnanz, Ästhetik, Verständlichkeit und bei der Weitergabe in der kulturellen Tradition hohe Kopiertreue auf. Sie besitzen „Fitness“ und üben besondere Anziehungskraft auf die Gehirne aus. Wie schon angedeutet, ist aber mit einer Konkurrenz der Memkomplexe untereinander und mit daraus folgenden Reliktbildungen zu rechnen. Vor allem pflanzt sich nicht immer das Wertvolle im Sinne des Kulturprägenden automatisch fort; es kann vielmehr vom leichter Aufnehmbaren verdrängt werden und über die Generationen hinweg verloren gehen, wenn es keine Unterstützung erhält. Klaus Bayer erkennt die didaktische Relevanz dieses Denkmodells und dieser Begrifflichkeit, so klärungsbedürftig sie im Einzelnen auch sicherlich noch ist. Der Ansatz stößt uns nämlich darauf, dass wir gerne ein „freischwebendes sprachliches und literarisches Bildungsinteresse“ annehmen und darüber gerne eines vergessen: der Erwerb der Schriftsprachlichkeit, der Schriftkultur und der literarischen Tradition ist höchst mühsam und kann nur gelingen, wenn er auch mit den elementaren Lebensinteressen der Menschen deutlich verbunden ist:

„Kulturelle Meme stehen in einem unauflösbaren ökologischen Zusammenhang mit den Genen der biologischen Evolution. Die Kultur erlaubt zwar die verfeinerte Erfüllung von Lebensinteressen und den Ausgleich widerstrebender Interessen. Aber sie kann sich in einer bestimmten Ausprägung nur dann halten, wenn sie dem Einzelnen auch handfeste Hilfen bei der notwendigen Durchsetzung dieser Interessen gibt. Es gibt Anlass zu der Frage, ob das Ökosystem der traditionellen Sprach- und Schriftkultur nicht vor allem dadurch stabilisiert wurde, dass der mit ihrem Erwerb verbundene Verzicht und Aufschub von Bedürfnisbefriedigung durch anschließende Privilegierung schriftsprachlich Gebildeter ausgeglichen wurde. Dieser Ausgleich ist aber in einer Zeit der Abwählbarkeit sprachlicher Fächer, des Massenabiturs, der Massenuniversitäten und der Akademikerarbeitslosigkeit nicht mehr gegeben. Eine Gesellschaft, welche die Mühen sprachlicher Leistung nicht durch die konsequente Vergabe entsprechender Güter und Reproduktionschancen belohnt, darf sich nicht wundern, wenn ihre Sprachkultur sich - vorsichtig ausgedrückt - unkontrolliert verändert... - Wenn (zum Beispiel) korrekte Rechtschreibung keinen wesentlichen Einfluss auf Prestige und Schulerfolg mehr hat und Fehler nicht mehr als ärgerlich und peinlich empfunden werden, ist es unrealistisch, sogar dumm, von den Schülern entsprechende Lernanstrengungen zu erwarten.“ (Bayer, K. 1996, 186 ff.)

Ein deutliches Plädoyer dafür, sich „dem Aussterben bewährter Formen des Sprachgebrauchs, des literarischen Lebens oder des schulischen Lernens entgegenzustemmen“! (Ebd., 195.) Klaus Bayers Argumentation hat sicher auch Implikationen, die kritisch zu reflektieren sind. Und sie wäre mit didaktischen Ansätzen zu konfrontieren, die doch auch Wege weisen, die Literatur der Vergangenheit und Gegenwart für die Jugend wirkungsvoll zu aktualisieren und auch das eigene Schreiben zu einem persönlich relevanten Ereignis zu machen. Trotzdem: Klaus Bayer erhellt auf jeden Fall den wichtigen Bezug zu elementaren Lebensinteressen. Er spielt auf allen Ebenen der Sprache, die wir behandelten, eine Rolle und muss eben auch für die zuletzt angesprochene Ebene deutlich betont werden. Sonst besteht die Gefahr, dass notwendiger kultureller Wandel auch kulturellen Verlust impliziert. In den Worten Rupert Riedls: „Kohärenzmängel werden ausgeschieden, und nur was als kohärent erlebt wird, kann erhalten und tradiert werden.“ (Riedl, R. 1996, 117.)

2. Ausblick in fachdidaktischer Absicht

Was im Obigen versucht wurde, war eine konsequente Anwendung des Entwicklungsgesichtspunktes auf vielfältige Ebenen von Kommunikation und Sprache - wenn auch zugespitzt auf die einzelne Verlaufsform der Reliktbildung. Die didaktische Relevanz dieser Sichtweise hat sich immer wieder gezeigt und wurde besonders durch eine Reihe von Bezugnahmen auf den Deutschunterricht deutlich. Eine abschließende Überlegung soll nun noch speziell jenem Unterbereich des Deutschunterrichts gelten, der selbst Sprachgeschichtliches und damit auch „Sprachrelikte“ ausdrücklich zum Gegenstand hat. Es handelt sich um den umstrittenen Bereich der „Sprachkunde“ und Möglichkeiten von Neuansätzen für ihn.

Die Fachgeschichte kennt die „Sprachlehre“ (womit der morphologische und syntaktische Bereich, der „Grammatikunterricht“ mit seiner synchronen Analyse der Sprache, gemeint ist) und die „Sprachkunde“ (womit Inhalte semantischer und, wie schon angedeutet, etymologischer u. ä. Art gemeint sind). Beides wird oft unter „Sprachbetrachtung“ zusammengefasst oder, etwas moderner, unter „Reflexion über Sprache und Kommunikation“ (vgl. etwa Seidel, B. 1989 und Schober, O. (Hrsg.) 1998, 13, 22 f. und 175). Dabei ist aber, jedenfalls in verbreiteten Praxisformen, ein schwerwiegender Einbruch nicht zu übersehen.

Der grammatisch-syntaktische Bereich wird manchmal noch zu formalistisch und auf einschüchternde Weise präskriptiv betrieben. Der seman-

tisch-etymologische Bereich mag Schülerinnen und Schüler zwar mehr anzusprechen, hat doch „jeder Mensch ein natürliches Interesse an seinen Wörtern“ (Seidel, B. 1989, 15). Aber auch hier ist oft Stagnation zu beobachten. Tatsächlich verschwand die Bezeichnung Sprachkunde schon weitgehend aus der Diskussion, und damit verschwanden mit gewissen Unterschieden innerhalb des vereinigten Deutschlands auch sprachkundliche Themen mehr und mehr aus dem Unterricht. Nicht ohne Grund. Zunächst ist der Begriff ideologisch befrachtet:

„Zu Zeiten, als der Deutschunterricht es als seine Aufgabe ansah, den Kindern Sprache und Dichtung als lebendigen Ausdruck ihres Volkstums zu erschließen und in ihnen Stolz auf deutsche Art wachzurufen, hatte Sprachkunde ... ihre Stunde, was sie bei der Revision der Inhalte des Deutschunterrichts in den 70er Jahren selbstverständlich stark belastet hat.“ (Ebd., 7.)

Ein weiterer Grund für die Abkehr von der bisherigen „Sprachkunde“ liegt in der wissenschaftlichen Entwicklung. Eine vorwiegend isolierende Betrachtung des „Wortgutes“ verbietet sich angesichts der Ergebnisse der einzelnen linguistischen Disziplinen, die die hohe Komplexität von Wortgebilden, die enge Vernetztheit der Wörter untereinander und ihren Bezug zu Morphologie und Syntax zunehmend deutlich gemacht haben. Selbst Eigennamen sind z.B. eigenen morphologischen Sonderregeln (etwa in der Pluralbildung) unterworfen (vgl. insgesamt u.a. Menzel, W. 1979; Schober, O. 1993; Eisenberg, P./Linke, A. 1996 und Eisenberg, P. 1998a). Allein schon diese Feststellungen machen deutlich, dass es nicht bei dem bisherigen Nebeneinander von „Sprachlehre“ und „Sprachkunde“ bleiben darf und übergeordnete Gesichtspunkte zur Zusammenführung von beiden Unterbereichen dringlich sind.

Didaktische Neuansätze könnten von einer konsequenteren Anwendung des Entwicklungsgesichtspunktes im Sinne der Theorie der kulturellen Verlaufsformen profitieren. Ihn expliziter als bisher aufzunehmen müsste auch im Sinne der eindrucksvollen Bemühungen um eine Neukonzeption bei Brigitte Seidel sein: Sie sieht in ihrer Kritik an der traditionellen „idyllischen Vereinheitlichung einer Volkssprache und einer antirationalen Grundeinstellung zur Sprache“, dass für den gemeinten Bereich mit seiner Vielfalt von Lerninhalten „ein neuer zusammenfassender Name“ und insbesondere ein neuer „theoretischer Zusammenhalt“ gefunden werden muss (Seidel, B. 1989, 8 f.).

Manche unserer Überlegungen tragen zu der gesuchten Neufundierung eines schulischen Umgangs mit Sprache und ihrer Geschichte bei. Sie

gehen - dies konnte zumindest punktuell für die gewählte Untersuchungsperspektive gezeigt werden - von übergreifenden Betrachtungsweisen von Entwicklungen aus. Evolutionstheoretische bzw. kulturethologische Perspektiven auf die Sprache sind in vielen Fällen erhellend und lassen sich auf den jeweiligen Jahrgangsstufen in jeweils angemessener Form erreichen. Auch insgesamt ist es für den Bildungsprozess der Schülerinnen und Schüler und ihr Hineinwachsen in die heutige Wissenskulturr wichtig, sich in natur- wie in geisteswissenschaftlichen Fächern in entwicklungsbezogene Sichtweisen einzüben.

LITERATUR

- ARGYLE, Michael (1979): Körpersprache und Kommunikation. (Englische Ausgabe „Bodily Communication“ 1975.) Paderborn: Junfermann
- BARTII, Marcella/MARKUS, Ursula (1996): Alles über Körpersprache der Kinder. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag
- BAYER, Klaus (1996): Evolution - Kultur - Sprache. Eine Einführung (Bochumer Beiträge zur Semiotik, BBS 42). Bochum: Universitätsverlag Dr. Norbert Brockmeyer, 2. ergänzte Auflage
- BITTNER, Günther (1973): Sprache und affektive Entwicklung. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 2. Auflage
- BUSSMANN, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, zweite, völlig neu bearbeitete Auflage
- CORNELIUS, Michael/LEITHOLF, Eva: Die Welt in Händen. In: Süddeutsche Zeitung Magazin 10/7.3.97, 67 - 73
- DARWIN, Charles (1872): Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart (Reprint Nördlingen: Greno 1986)
- DAWKINS, Richard (1996): Das egoistische Gen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, überarbeitete und erweiterte Neuauflage
- ECKERT, Hartwig/LAVER, John (1994): Menschen und ihre Stimmen. Aspekte der vokalen Kommunikation. Weinheim: Beltz/PsychologieVerlagsUnion (mit Stimmbspielen auf CD)
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (1984): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriss der Humanethologie. München: Piper
- EISENBERG, Peter (1998a): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort. Stuttgart, Weimar: Metzler
- EISENBERG, Peter (1998b): Mit der Neuregelung leben. In: Praxis Deutsch 153, 3 - 6
- EISENBERG, Peter/LINKE, Angelika (1996): Wörter. In: Praxis Deutsch 139, 20 - 30
- FRITZSCHE, Joachim (1994): Zur Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts. Band 2:

- Schriftliches Arbeiten. Stuttgart: Ernst Klett Schulbuchverlag
- HASSENSTEIN, Bernhard (1987): Verhaltensbiologie des Kindes. München/Zürich: Piper, vierte, überarbeitete und erweiterte Auflage
- KAMLAH, Wilhelm/LORENZEN, Paul (1990): Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. Mannheim/Wien/Zürich: B.I. Wissenschaftsverlag, 2. verbesserte und erweiterte Auflage
- KELLER, Rudi (1994): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache (Uni-Taschenbücher 1567). Tübingen und Basel: Francke, zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage
- KLOTZ, Peter/SIEBER, Peter (Hrsg.)(1994): Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart: Klett Verlag
- KLUGE, Friedrich (1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 22. Auflage
- LEISS, Elisabeth/LEISS, Johann (1997): Die regulierte Schrift. Plädoyer für die Freigabe der Rechtschreibung (Erlanger Studien, Band 114.) Erlangen und Jena: Palm & Enke
- LIEDTKE, Max (1980): Warum hat Pestalozzi keinen exakten Erziehungsbegriff? Anmerkungen über injunktive Begriffe. In: Pädagogische Rundschau 34, 109 - 120
- LIEDTKE, Max (1994): Verlaufsformen der Kulturentwicklung - dargestellt am Beispiel der Form- und Funktionsveränderungen bei liturgischen Gewändern. In: Liedtke, Max (Hrsg.): Kulturethologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen. München: Realis Verlag, 26 - 79
- LIEDTKE, Max (Hrsg.)(1994): Kulturethologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen. München: Realis Verlag
- LUDWIG, Otto (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin/New York: Walter de Gruyter
- MATTHEIER, Klaus J. (1986): Sprachvarietäten als Kategorien zur Strukturierung der Alltagswelt. In: Narr, Brigitte/Wittje, Hartwig: Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 269 - 279
- MAYERHALER, Willi/FIEDL, Günther/WINKLER, Christian (1998): Lexikon der Natürlichkeitstheoretischen Syntax und Morphosyntax. Tübingen: Stauffenburg Verlag
- MENZEL, Wolfgang (1979): Wortbildung und -bestand. In: Praxis Deutsch 38, 12 - 18
- MORRIS, Desmond (1978): Der Mensch, mit dem wir leben. Ein Handbuch unseres Verhaltens. München/Zürich: Droemer'sche Verlagsanstalt
- MORRIS, Desmond (1987): Dogwatching. Die Körpersprache des Hundes. München: Heyne
- MORRIS, Desmond (1995): Bodytalk. Körpersprache, Gesten und Gebärden. München: Heyne
- MUNSKE, Horst Haider (1998): Was soll eine Orthographie-reform leisten, was soll sie lassen? In: Sprachwissenschaft 23, Heft 4, 413 - 421
- NAUMANN, Carl Ludwig (1996): Der didaktische Zugriff verformt die Sprache. In: Grundschulunterricht 43, Heft 9, 13 - 15
- OEHLER, Klaus (1986): Das Zeichen als dynamisches Ereignis. In: Narr, Brigitte/Wittje, Hartwig (Hrsg.): Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 283 - 288
- OESER, Erhard (1998): Kognition und Repräsentation. Der Beitrag der evolutionären und der genetischen Erkenntnistheorie zu einer integrierten Kognitionswissenschaft. In:

- Wimmer, Manfred (Hrsg.): Freud - Piaget - Lorenz. Von den biologischen Grundlagen des Denkens und Fühlens. Mit einem Vorwort von Rupert Riedl. Wien: WUV / Universitätsverlag, 267 - 297
- OLSCHEANSKY, Heike (1996): Volksetymologie (RGL 175). Tübingen: Niemeyer
- OOMEN-WELKE, Ingelore (1993): Eigennamen als Einstieg in Sprachaufmerksamkeit. In: Praxis Deutsch 122, 27 - 34
- PROMP, Detlef W. (1998): Verbale Kommunikation als luxurierte Stimmföhlung? In: Liedtke, Max (Hrsg.): Zur Evolution von Kommunikation und Sprache - Ausdruck, Mitteilung, Darstellung (matreier GESPRÄCHE). Graz: austria medien service, 36 - 50
- RAMERS, Karl-Heinz (1998): Einführung in die Phonologie (Uni-Taschenbücher 2008). München: Wilhelm Fink Verlag
- REICHHOLF, Josef H. (1998) in ZDF-Nachtstudio vom 28.10.1998 „Ich glaub ich hör nicht richtig“ (mit Hörbeispielen)
- RIEDL, Rupert (1994): Ordnungsmuster der Evolution. In: Liedtke, Max (Hrsg.): Kulturthologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen. München: Realis Verlag, 18 - 25
- RIEDL, Rupert (1996): Mit dem Kopf durch die Wand. Die biologischen Grenzen des Denkens. Stuttgart: Klett-Cotta, 2. Auflage
- RÖHRICH, Lutz (1994): Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Band 1. Taschenbuchausgabe. Freiburg/Br.: Herder
- ROMBERG, Johanna (1998): Die Stimme. In: GEO 12/1998, 48 - 66
- ROSENBUSCH, Heinz S./SCHIOBER, Otto (Hrsg.)(1995): Körpersprache in der schulischen Erziehung. Pädagogische und fachdidaktische Aspekte der nonverbalen Kommunikation. Hohengöhren: Schneider Verlag, 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage
- SCHERER, Klaus R. (1988): Zur Psychobiologie des Pathos: Emotion und Propaganda. Vortrag bei der Carl Friedrich von Siemens Stiftung am 16. März 1988 (Mitschrift)
- SCHIOBER, Otto (1978): Dialekt im Unterricht. In: Praxis Deutsch 27, 12 - 21
- SCHIOBER, Otto (1988): Themen gegenwärtiger Aufsatzdidaktik. In: Blätter für den Deutschlehrer 4, 97 - 110
- SCHIOBER, Otto (1993): Personennamen. In: Praxis Deutsch 122, 16 - 23
- SCHIOBER, Otto (1998): Formen des Umgangs mit Sprache und Literatur in der Geschichte des Deutschunterrichts. In: Liedtke, Max (Hrsg.): Zur Evolution von Kommunikation und Sprache - Ausdruck, Mitteilung, Darstellung (matreier GESPRÄCHE). Graz: austria medien service, 288 - 312
- SCHIOBER, Otto (Hrsg.) (1998): Deutschunterricht für die Grundschule. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- SEBEOK, Thomas A. (1986): Zur Phylogenese von Kommunikation, Sprache und Sprechen. In: Narr, Brigitte/Wittje, Hartwig (Hrsg.): Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 381 - 388
- SEEBOLD, Elmar (1981): Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache (Beck'sche Elementarbücher). München: Beck
- SEIDEL, Brigitte (1989): Wörter im Sprachbewusstsein. Sprachkunde in der Sekundarstufe I. Hannover: Schroedel
- SJÖLANDER, Sverre (1998): Fulguration, Dezentrierung und inneres Probedandeln. Evolutionäre Durchbrüche in der Evolution der Sprache und Kommunikation, im Sinne

- von Lorenz, Piaget und Freud. In: Wimmer, Manfred (Hrsg.): Freud - Piaget - Lorenz. Von den biologischen Grundlagen des Denkens und Fühlens. Mit einem Vorwort von Rupert Riedl. Wien: WUV / Universitätsverlag, 137 - 167
- STEFFENS, Wilhelm (1998): Spielen mit Sprache im ersten bis sechsten Schuljahr (Deutschdidaktik aktuell 4). Hohengehren: Schneider Verlag
- TREML, Alfred K. (1977): Klassiker. Die Evolution einflussreicher Semantik. Band 1: Theorie. Sankt Augustin: Academia Verlag
- WAIIRIG-BURFEIND, Renate (1998): Wörterbuch der deutschen Sprache. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2. Auflage der Neuausgabe
- WATZLAWICK, Paul u.a. (1972): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart, Wien: Huber, dritte unveränderte Auflage

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2000

Band/Volume: [2000](#)

Autor(en)/Author(s): Schober Otto

Artikel/Article: [Relikte in Körpersprache, Verbalsprache und Schrift 54-88](#)